

# Latein Forum

Heft 71 / 2010

Sprachvergleich Latein – Deutsch

Physis und Técnica, Natur und Technik

Der „antike“ Kriminalroman

Videoclips im Lateinunterricht

Vestigia Latina im Raum Landeck

Literarische Inszenierung senatorischer Angst

Latein Forum Bibliothek

Latein  Forum

Der Verein **Latein Forum** veröffentlicht seit 1987 periodisch in der gleichnamigen Didaktikzeitschrift Beiträge zum Latein-, Griechisch- und Geschichtsunterricht.

[www.latein-forum.tsn.at](http://www.latein-forum.tsn.at)  
[latein-forum@tsn.at](mailto:latein-forum@tsn.at)





## Inhaltsverzeichnis

<b>Aspekte eines Sprachvergleichs Latein – Deutsch: Die Diathese in kontrastiver Perspektive</b> .....	1–8
<i>(Manfred Kienpointner, Innsbruck)</i>	
<b>Physis und Técnica, Natur und Technik – Jahrtausendbegriffe im Wandel</b> .....	9–15
<i>(Klaus Bartels, Kilchberg bei Zürich)</i>	
<b>Der „antike“ Kriminalroman – ein Überblick</b> .....	16–26
<i>(Ekkehard Weber, Wien)</i>	
<b>Antike im Internet: Videoclips im Unterricht</b> .....	27–28
<i>(Gottfried Siehs, Innsbruck)</i>	
<b>Vestigia Latina im Raum Landeck (Teil 1)</b> .....	29–56
<i>(Felix Thöni, Landeck)</i>	
<b>Tortur, Tod und Tränen. Die literarische Inszenierung senatorischer Angst im frühen Prinzipat</b> .....	57–85
<i>(Reinhard Senfter, Innsbruck)</i>	
<b>Latein Forum Bibliothek</b> .....	86–94
<i>(Hermann Niedermayr, Innsbruck)</i>	

Titelbild: Darstellung eines Gladiatorenkampfes  
(Mosaik, Römervilla in Nennig bei Trier)

Impressum:

Latein Forum (gegründet 1987),  
Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion,  
c/o Institut für Klassische Philologie der Universität Innsbruck, Langer Weg 11, A-6020 Innsbruck

Die Zeitschrift Latein Forum wird in Innsbruck seit 1987 von einem LehrerInnen-Team herausgegeben. Sie stellt praxisorientierte Unterrichtsideen und -materialien zur Diskussion und versammelt wissenschaftliche Beiträge auf dem Gebiet der Didaktik der Alten Sprachen.

Kontaktadresse:  
latein-forum@tsn.at  
www.latein-forum.tsn.at

Redaktionsteam: Christine Leichter, Harald Pittl, Michael Sporer, Reinhard Senfter, Otto Tost

Bankverbindung: Hypo Tirol Bank (BLZ 57000), Kontonummer: 210 080 477  
Bitte bei Auslandsüberweisung angeben: IBAN AT22 5700 0002 1008 0477, BIC HYPTAT22

## Aspekte eines Sprachvergleichs Latein – Deutsch: Die Diathese in kontrastiver Perspektive

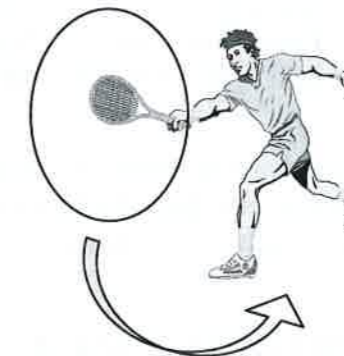
Manfred Kienpointner

Diathese als sprachliche Kategorie dient der Darstellung von Sachverhalten aus verschiedenen Perspektiven (vgl. Pinkster: 1988, 25f.; 1990, 20f.). Diese Perspektiven rücken in unterschiedlicher Weise die in den Sachverhalt involvierten Größen ins Zentrum der sprachlichen Darstellung, z.B. handelnde Personen (Lebewesen), von der Handlung direkt oder indirekt betroffene Personen (Lebewesen) oder unbelebte Objekte, Zeit und Ort der Handlung etc. Stehen die handelnden Personen im Zentrum des Geschehens, werden sie als Subjekte von Sätzen mit aktiven Verbalformen dargestellt. Stehen die direkt oder indirekt von der Handlung betroffenen Größen im Zentrum des Geschehens, werden sie als Subjekte von Sätzen mit passiven Verbalformen dargestellt, wobei sehr oft die Agens-Größe unausgedrückt bleibt (Pinkster: 1988, 13f.; 1990: 10f.). Manche Sprachen (z.B. Altgriechisch) verfügen darüber hinaus auch noch über mediale Verbalformen, mit denen Größen in das Zentrum des Geschehens gerückt werden, die auf sich selbst einwirken (reflexives Medium) oder deren Handeln als subjektiv motiviert (z.B. im eigenen Interesse) dargestellt wird.

Das Lateinische und das Deutsche verfügen dagegen nur über zwei verbale Diathesen, Aktiv und Passiv. Mediale Perspektiven werden im Lateinischen durch aktive Verbalformen intransitiver Verben oder durch bloß formal passive (deponentiale) Verbalformen zum Ausdruck gebracht, seltener durch aktive Formen plus Reflexivpronomen. Im Deutschen werden dagegen sehr häufig aktive Verbalformen plus Reflexivpronomen für den Ausdruck medialer Perspektiven eingesetzt:



Der Spieler **bewegt** den Schläger.



Der Schläger **wird vom** Spieler **bewegt**.



Der Spieler **bewegt sich**.

Neben den verbalen Diathesemorphemen werden in beiden Sprachen aber auch komplexe Verbalformen, z.B. Modalverben + Hauptverben (dt. bekommen/gehören + Hauptverb) oder Konstruktionen wie lat. Gerundivum + esse eingesetzt, um speziellere passivische Perspektiven zu realisieren, die im weiteren Sinn auch zum Diathese-System gehören.

Sprachen unterscheiden sich hinsichtlich der Diathese auch dahingehend, welche Konstituenten in Passivsätzen Subjekt werden können. Im Lateinischen und Deutschen sind es im Wesentlichen die Akkusativobjekte transitiver Verben, die Subjekte von Passivsätzen



Zwei weitere wichtige Kontraste, die in der obigen Tabelle nicht erfasst werden, betreffen die folgenden Tatsachen: Im Deutschen existieren zwei semantisch deutlich unterschiedliche Passivformen, das Vorgangspassiv, das mit dem Hilfsverb *werden* gebildet wird, und das Zustandspassiv, das mit dem Hilfsverb *sein* gebildet wird:

(5) *Die Arbeit wird vollendet/wurde vollendet/ist vollendet worden/war vollendet worden.*

(6) *Die Arbeit ist vollendet/war vollendet.*

(7) *Labor perficitur/perficiebatur/perfectus est/perfectus erat.*

Das Vorgangspassiv schildert ein Geschehen als im Verlauf befindlich, das Zustandspassiv als abgeschlossen, wobei im Perfekt und Plusquamperfekt nur das Vorgangspassiv existiert und einen bis zu seinem Abschluss gelangten Vorgang der Vergangenheit bezeichnet (vgl. Engel: 1988, 455f.; Glinz: 1994, 244f.; Wermke: 2005, 558f.). Im Lateinischen gibt es keine vergleichbare formale Differenzierung (vgl. (7), das sowohl (5) als auch (6) entspricht). Nur lexikalisierte Partizipien Perfekt Passiv – vgl. z.B. *praeteritus* („vergangen“), *nupta* („verheiratet“, von der Frau gesagt), *exoletus* („erwachsen“), *adultus* („erwachsen“; vgl. Kühner/Stegmann I: 1962, 97f.) –, die also praktisch zu Adjektiven geworden sind, stehen mit *esse* als Zustandsbeschreibungen.

Umgekehrt ermöglichen die Deponentia im Lateinischen die Existenz eines aktiven Partizips Perfekt (z.B. *arbitratus*: wörtlich „ein geglaubt habender“, d.h., „einer, der geglaubt hat“), das im Deutschen nicht vorhanden ist und bei der Übersetzung umschrieben werden muss. Gelegentlich werden auch Partizipia Perfekt Passiv aktiv verwendet, selbst bei nicht-deponentialen Verben wie *potare* (*potus* „einer, der getrunken hat“) oder *prandere* (*pransus* „einer, der gefrühstückt/zum Mittag gegessen hat“) (vgl. Nägelsbach: 1905, 414ff., Kühner/Stegmann I: 1962, 97ff.).

Die damit schematisch erfassten funktionalen Kontraste zwischen dem lateinischen und deutschen Passiv sollen nun anhand von Beispielsätzen illustriert werden. Dabei zeigt sich z.B. ein erster Kontrast als Folge der Tatsache, dass im Lateinischen anders als im Deutschen häufig Verben in formal identischer Erscheinung einmal transitiv, einmal intransitiv verwendet werden können (vgl. z.B. *maturare* („beschleunigen“/„sich beeilen“, „eilen“), *mutare* („etwas verändern“/„sich verändern“), *lugere* („betrauern“/„trauern“), *movere* („etwas in Bewegung setzen“/„sich bewegen“), *contendere* („den Körper anstrengen“/„sich anstrengen“), sowie auch *remittere* („etwas vermindern“/„sich vermindern“, „abnehmen“). Dies zeigt, dass Aktiv-Formen keineswegs immer Handlungen repräsentieren (Touratier: 1994, 169f. geht sogar so weit, dem lateinischen Aktiv die Eigenbedeutung abzusprechen: „l'actif n'a pas de signifié propre“).

Wie diese Beispiele bereits belegen, müssen im Deutschen transitive und intransitive Varianten eines Verbs meist auch formal differenziert werden, z.B. mit Mitteln der Wortbildung (in diesem Fall: Ableitung/Derivation, d.h. Transivierung durch das Präfix *be-*), aber auch sehr oft durch die Bildung reflexiver aktiver Formen, also eigentlich medialer Formen. Reflexive aktive Verbalformen im Deutschen als Übersetzung für lateinische aktive Formen intransitiver Verben zeigen sich z.B. in den folgenden Textpassagen (vgl. für weitere Beispiele auch Nägelsbach: 1905, 498f.; Kühner/Stegmann I: 1962, 91ff.):

(8) *Quoniamque, ut bona natura adpetimus, sic a malis natura declinamus, quae declinatio [si] cum ratione fiet, cautio appelletur.* (Cic. Tusc. 4.13)

(9) *Ferner: da wir von Natur ebenso sehr die Güter erstreben wie uns von den Übeln abwenden, so soll dieses Abwenden, das mit Vernunft geschieht, Vorsicht genannt werden.* (Gigon)

(10) *Intervenit deinde his cogitationibus avitum malum, regni cupido.* (Liv. 1.6.4)

(11) *Aber nun mischte sich in alle ihre Pläne das vom Großonkel ererbte Laster, die Herrschsucht.* (Feix)

Die aktive und reflexiv-mediale Bedeutung deponentialer Verbalformen (vgl. unten Beispiel (12): *proficisci* „aufbrechen, reisen“ und Beispiel (14), (16): *morari* „sich aufhalten“, *versari* „sich beschäftigen mit“) zeigt sich in den deutschen Übersetzungen in (13), (15) und (17). Diese reflexiv-mediale Verwendung passiver Verbalformen kommt aber auch oft bei lateinischen Verben vor, die keine Deponentia sind, z.B. in Beispiel (18): *falli* „sich täuschen“ (vgl. auch *lavari* „sich baden“, *moveri* „sich bewegen“, *verti* „sich drehen“ etc.; weitere Belege bei Nägelsbach: 1905, 468; Kühner/Stegmann I: 1962, 109). Touratier (1994: 175) spricht in diesen Fällen von einem „medio-passiven“ oder „intransitiven“ Passiv („passif à valeur médio-passive“ bzw. „passif intrinsèque“).

In den deutschen Übersetzungen medialer Passive im Lateinischen, d.h. in den Beispielen (15), (17) und (19), wird jeweils mediales Reflexiv verwendet:

(12) *Et nunc, qui diligentius eam rem cognoscere volunt, plerumque illo discendi causa proficiscuntur.* (Caes. Gall. 6.13.12)

(13) *Und auch jetzt noch reist, wer sie genauer erforschen will, meist, um sie zu lernen, dorthin.* (Dorminger)

(14) *At interiores dum ea, quae a Vercingetorige ad eruptionem praeparata erant, proferunt, [...], diutius in his rebus administrandis morati prius suos discessisse cognoverunt, quam munitionibus adpropinquarent.* (Caes. Gall. 7.82.4)

(15) *Aber während die in der Stadt Eingeschlossenen die von Vercingetorix vorbereiteten Sturmgeräte heranschafften, [...] hielten sie sich allzu lange bei diesen Vorbereitungen auf und sahen, bevor sie sich den Schanzwerken näherten, daß ihre Landsleute bereits abgezogen waren.* (Dorminger)

(16) *Haec iura civilia, quae iam pridem in nostra familia sine ulla eloquentiae laude versantur, num aut inventa sunt aut cognita aut omnino ab oratorum genere tractata?* (Cic. or. 1.39)

(17) *Wurde ferner etwa das bürgerliche Recht, mit dem man sich in unserer Familie schon lange ohne irgendwelchen Ruhm der Redekunst beschäftigt, von der Zunft der Redner erfunden, erkundet oder überhaupt behandelt?* (Merklin)

(18) *In hoc enim fallimur, quod mortem prospicimus.* (Sen. ep. 1.2)

(19) *Darin nämlich täuschen wir uns, daß wir den Tod vor uns sehen.* (Schoeck)

Seltener wird auch im Lateinischen mittels Aktiv und Reflexivpronomen eine mediale Perspektive ausgedrückt, der dann in deutschen Übersetzungen meist eine parallele Formulierung entspricht. Dabei ist zwischen obligatorisch reflexiven Verben (z.B. dt. *sich* beziehen auf, *sich* wenden an, *sich* befinden, lat. *se fundere* „sich ausbreiten“, *se gerere* „sich betragen“, *se subicere* „sich unterwerfen“) und fakultativ reflexiven Verben (*sich/jemanden*



*lieben, se/aliquem amare*) zu unterscheiden (vgl. Engel: 1988, 663f., Glinz: 1994, 256; Wermke: 2005, 406ff.; Kühner/Stegmann I: 1962, 105ff.).

Fakultativ reflexive Verben (*se movere/sich bewegen*) sind am stärksten dem aktiven Pol des Diathesen-Systems zuzuordnen, obligatorisch reflexive Verben (*se gerere* „sich betragen“) stehen den intransitiven aktiven Verben (*movere* = „sich bewegen“) nahe, beide unterscheiden sich von medialen Passiv-Formen (*moveri* = „sich bewegen“) und natürlich besonders von den genuinen Passivformen (*moveri* = „bewegt werden“), die dem passiven Pol des Diathesen-Systems entsprechen.

Beim Passiv ist im Lateinischen und Deutschen zwischen persönlichem und unpersönlichem (neutralem) Passiv zu unterscheiden (vgl. Engel: 1988, 459ff.; Wermke: 2005, 554). Das unpersönliche lateinische Passiv hat demnach zwar eine wörtliche deutsche Entsprechung, wird aber sehr oft im Deutschen mit dem Indefinitpronomen *man* + aktiven Verbalformen übersetzt, wie die folgenden Belege zeigen:

- (20) *Ita ancipiti proelio diu atque acriter pugnatum est.* (Caes.Gall. 1.26.1)  
 (21) *So kämpfte man lange und hart nach zwei Seiten.* (Dorminger)  
 (22) *Cum iam amplius horis sex continenter pugnaretur...* (Caes.Gall. 3.5.1)  
 (23) *Man kämpfte schon ununterbrochen länger als sechs Stunden.* (Dorminger)

Daneben wird auch lateinisches persönliches Passiv (sowie auch lateinisches Aktiv in der ersten und dritten Person Plural sowie der 2. Person Singular) im Deutschen gelegentlich mit *man* + Aktiv übersetzt, wie das folgende Beispiel belegt:

- (24) *Aguntur ista praeclare, et ab oratore quidem melius, si modo est orator, quam ab ullo histrione, sed aguntur leniter et mente tranquilla.* (Cic. Tusc. 4.55)  
 (25) *Man kann dies alles ausgezeichnet aufführen, und ein Redner, wenn er wirklich ein Redner ist, kann dies besser als irgendein Schauspieler; aber man spielt es gemessen und mit ruhigem Geiste.* (Gigon)

Neben den regulären Aktiv- und Passivformen existieren im Lateinischen und Deutschen mehr oder weniger stark grammatikalisierte Sonderformen und Umschreibungen der passiven Diathese. Diese periphrastischen Passivformen tragen speziellere Bedeutungen, z.B. die passive Notwendigkeit, wie sie im lateinischen Gerundivum + *esse* zum Ausdruck kommt (Kühner/Stegmann I: 1962, 729ff.), was im Deutschen wörtlich mittels *ist zu* + Infinitiv übersetzt werden kann, aber auch sehr oft mit (*man* +) *müssen* + Aktiv wiedergegeben wird, wohl wegen der relativen Seltenheit des Passivs im Deutschen im Vergleich zu aktiven Formen. Neben der Passiv-Periphrase mit *sein* + *zu* + Infinitiv (*Dieses Buch ist zu lesen*) und (*man* +) *müssen* + Aktiv werden im Deutschen weitere Periphrasen mit modalen Zusatzbedeutungen eingesetzt, wie z.B. *es gilt* + *zu* + Infinitiv (*Dieses Buch gilt es zu lesen*), *es lässt sich* + Infinitiv (*Dieses Buch lässt sich lesen*) (vgl. Engel: 1988, 462).

Keine direkte Entsprechung im Lateinischen haben die deutschen Passiv-Periphrasen mit *kriegen/bekommen* (*Sie kriegt/bekommt ein Buch geschenkt*), sowie die Passiv-Variante mit *gehören* (*Ihm gehört einmal richtig die Meinung gesagt*; vgl. Engel: 1988, 458f.). Die Passiv-Periphrase mit *kriegen/bekommen* ermöglicht es, die mittelbar vom Verbalgeschehen positiv (benefaktiv) oder negativ (malefaktiv) betroffene Größe zum Subjekt zu machen, was im

Standarddeutschen im Passiv sonst nicht möglich ist. Die Passiv-Variante mit *gehören* macht zwar wie das Standard-Passiv mit *werden/sein* die als Patiens unmittelbar vom Verbalgeschehen betroffene Größe (im obigen Beispiel: *die Meinung*) zum Subjekt, bringt aber ein zusätzliches semantisches Merkmal, nämlich [+ normgemäß zu realisieren] ins Spiel und wird z.B. im Werbeslogan *Ö1 gehört gehört* in Form eines Wortspiels persuasiv genützt (*gehört* ist zuerst 3.P.Sg. Präsens, Indikativ, Aktiv des Auxiliarverbs *gehören*, dann Part. Perf. Passiv des Vollverbs *hören*), mit dem im Jahr 2005 auf Plakaten für den Kulturkanal Ö1 des Österreichischen Rundfunks geworben wurde.

Ein abschließender vergleichender Blick aufs Englische und Französische (vgl. Glinz: 1994, 246ff., 252ff.) zeigt, dass im Diathesensystem dieser beiden Sprachen wie im Lateinischen eine formale Unterscheidung zwischen Vorgangspassiv und Zustandspassiv fehlt bzw. eine solche Unterscheidung nur kontextuell getroffen werden kann – vgl. *Cette maison est construite par deux ouvriers seulement = Dieses Haus wird nur von zwei Arbeitern gebaut* vs. *Cette maison est construite (la construction en est achevée = Das Haus ist gebaut, der Bau ist abgeschlossen)* –, wenn auch im Englischen die Verwendung der Progressive Form eine Vorgangsinterpretation nahelegen kann (vgl. z.B. *The bridge is being repaired*).

Die Verwendung reflexiver Verben ist im Englischen ein selteneres Phänomen als im Französischen und Deutschen und dient mehr der Betonung der Eigentätigkeit als dem Ausdruck mediopassiver Bedeutungsnuancen. Aber auch zwischen dem Französischen, in dem reflexive Verben wie im Deutschen in hoher Frequenz medial bzw. mediopassiv eingesetzt werden, und dem Deutschen zeigen sich oft Kontraste, vgl. z.B. frz. *se repentir de quelque chose* vs. dt. *etwas bereuen* (Glinz: 1994, 255).

#### Literatur:

- Dik, S. C. (1997): *The Theory of Functional Grammar*, 2 vols, ed. by K. Hengeveld. Berlin: Mouton de Gruyter.  
 Engel, U. (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg: Groos.  
 Glinz, H. (1994): *Grammatiken im Vergleich. Deutsch – Französisch – Englisch – Latein. Formen – Bedeutungen – Verstehen*. Tübingen: Niemeyer.  
 Kühner, R. / C. Stegmann (1962), *Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache*. II. Teil. Satzlehre. 2 Bde. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft (Original 1912).  
 Nägelsbach, K. F. von (1905): *Lateinische Stilistik*. Nürnberg: Geiger.  
 Pinkster, H. (1988): *Lateinische Syntax und Semantik*. Tübingen: Francke.  
 Pinkster, H. (1990): *Latin Syntax and Semantics*. London: Routledge.  
 Touratier, Christian (1994): *Syntaxe latine*. Louvain-la-Neuve: Peeters.  
 Wermke, M. u.a. (Hgg. 2005): *DUDEN-Grammatik*. Mannheim: Duden Verlag.

## Anmerkung der LF-Redaktion

Wir weisen darauf hin, dass es sich bei diesem Beitrag von Manfred Kienpointner um ein Kapitel der folgenden Neuerscheinung handelt:



## Manfred Kienpointner:

**Latein – Deutsch kontrastiv. Vom Phonem zum Text**

(= **Deutsch im Kontrast 23**),

Tübingen: Verlag Julius Groos 2010

(410 S., ISBN: 978-3-87276-869-8, € 59.90 [D], € 61.60 [A])

## Informationen des Verlags Julius Groos:

Latein – Deutsch kontrastiv stellt erstmals eine umfassende kontrastive Grammatik Latein – Deutsch auf dem Stand der modernen linguistischen Forschung vor. Alle sprachlichen Ebenen, von der Phonetik/Phonologie über die Morphologie und Satzsyntax bis zur Textebene, werden systematisch dargestellt. Neben der ausführlichen Beschreibung grammatikalischer Kontraste zwischen Latein und Deutsch werden stets auch kurze Ausblicke auf Kontraste zum Englischen und Französischen mitgeliefert. Die theoretische Grundlage des syntaktischen Teils der kontrastiven Grammatik bildet die moderne Dependenzgrammatik, wie sie von Lucien Tesnière begründet und unter anderem von Hans-Jürgen Heringer, Gerhard Helbig, Ulrich Engel, Igor Mel'c'uk und Christian Lehmann fortgeführt wurde. Daneben werden vor allem funktionale Ansätze berücksichtigt, insbesondere die funktionale Grammatik von Simon C. Dik, die von Harm Pinkster und Machtelt Bolkestein aufs Lateinische angewendet worden ist. Den allgemeinen theoretischen Rahmen für die gesamte kontrastive Grammatik bildet die funktionale Sprachtheorie von Eugenio Coseriu.

Das Zielpublikum für diese kontrastive Grammatik sind vor allem Lehrende an Schule und Universität, die Latein unterrichten. Daneben soll die Grammatik aber auch praktische Impulse für den Deutschunterricht und den fremdsprachlichen Unterricht (Englisch, Französisch) liefern. Insbesondere soll die systematische Darstellung der Kontraste zum Lateinischen praktischen Zielen wie der Fehlerprävention und Sprachreflexion dienen. Darüber hinaus kann diese kontrastive Grammatik Latein – Deutsch aber auch Zielen der kontrastiven und sprachtypologischen Forschung nützliche Hinweise liefern.

MANFRED KIENPOINTNER ist Professor für Allgemeine und Angewandte Sprachwissenschaft an der Universität Innsbruck. Neben der Kontrastiven Grammatik liegen seine Forschungsschwerpunkte auf den Gebieten Rhetorik und Argumentation, Strukturelle Semantik, Höflichkeitsforschung, Feministische Linguistik und Grammatiktheorie.

## Physis und Téchne, Natur und Technik – Jahrtausendbegriffe im Wandel\*

Klaus Bartels

Seit mehr als zwei Jahrtausenden zählen die griechischen Begriffe *physis* und *téchne*, im Deutschen „Natur“ und „Technik“, zu den Leitbegriffen unseres Weltverständnisses; in jüngster Zeit sind sie zu Schicksalswörtern dieses jungen 3. Jahrtausends geworden. Mit diesem Begriffspaar *physis* und *téchne* haben die Griechen und hat zumal der große Aristoteles zwei mächtige Weltbereiche in den Blick genommen: Hier die natürliche Welt, wie wir sie vorfinden, von der Erde vor unseren Füßen mit allem, was da grünt und blüht, kriecht und fliegt, bis zu den Sternen am Himmel, und dort die künstliche Welt, mit der wir Menschen uns, wie es einmal bei Cicero heißt, „mit unseren Händen in dieser Natur gleichsam eine zweite – künstliche – Natur erschaffen“<sup>1</sup>.

Im 10. Gesang der „Odyssee“ ist das griechische Wort *physis* ins Licht der Wortgeschichte eingetreten. Da erzählt Odysseus, wie der Götterbote Hermes ihn mit einem frischen Kraut gegen die Zauberkünste der Kirke wappnet: „Er reichte mir das Kraut, das er aus der Erde gezogen hatte, und zeigte mir seine *physis*, seinen Wuchs: An der Wurzel war es schwarz, aber der Milch glich die Blüte ...“<sup>2</sup>

Diese griechische *physis* ist über die lateinische Lehnübersetzung *natura* in unseren Euro-Wortschatz eingegangen. Das griechische Wort, ein Spross des Verbs *phyo*, „hervorbringen, hervortreiben“, bezeichnet eigentlich den Wachstumsprozess und die darin herangewachsene Gestalt, den „Wuchs“, wie Hermes ihn hier von der Wurzel bis zur Blüte beschreibt. Auf dieses Werden und Wachsen deutet der heraklitische Satz „Die Natur liebt es, sich zu verbergen – *physis kryptesthai philei*“<sup>3</sup>. Der Naturprozess vollzieht sich vor unseren Augen; aber der Betrachter hat da keinen Einblick. Die Pflanze „wächst“ – und es ist offenbar die Pflanze selbst, die sie, sie selbst, wachsen lässt. Die Blüte entfaltet „sich“, die Frucht entwickelt „sich“, und es ist offenbar die Blüte selbst, die „sich selbst“ entfaltet, die Frucht selbst, die „sich selbst“ entwickelt, und dieses „selbst“ ist da allemal zugleich Subjekt und Objekt. Der Naturprozess ist, mit Goethe, „offenbar Geheimnis“, offensichtlich und doch undurchschaubar.

Vier Jahrhunderte nach Homer hat Aristoteles dem Begriff der *physis*, der „Natur“, seine zukunftssträchtige Ausprägung gegeben. Für Aristoteles ist die *physis* zugleich Stoff und Form: Zunächst ist sie der ungefüge Stoff, aus dem die Dinge um uns her gebildet sind: im Ganzen die vier Elemente Erde, Wasser, Luft und Feuer mit ihrer strengen Naturgesetzlichkeit, die etwa Erdiges, Schweres, hinabfallen und Feuriges, Leichtes, emporsteigen lässt. Sodann, im Reich des Lebenden, ist die *physis* für Aristoteles die ausgeprägte Form: die spezifische Artgestalt mit ihren vielerlei Lebensfunktionen und ihrer zielstrebigem Entwicklung vom Samen zur blühenden Pflanze und wieder zur Frucht, vom Ei zum gackernden Huhn und wieder zum Ei.<sup>4</sup>

\* Anmerkung der LF-Redaktion: Bei diesem Text handelt es sich um einen Radiovortrag, der am 4. Juli 2010 vom Südwestrundfunk Baden-Baden gesendet wurde.

<sup>1</sup> ... *nostris manibus in rerum natura quasi alteram naturam efficere conamur*, Cicero, *De natura deorum* 2, 152

<sup>2</sup> Homer, *Odyssee* 10, 302ff., *physis* 303

<sup>3</sup> Heraklit, Fragment B 123 Diels-Kranz

<sup>4</sup> Aristoteles, *Physik* 2, 1 und 2. 192 b8ff.



Aristoteles hat durchweg beide Aspekte des Naturprozesses, den Stoff mit seiner strengen, blinden Naturgesetzlichkeit und zugleich und zuvörderst die ausgeprägte Form mit ihrer zielstrebigem Entwicklung, nebeneinander im Blick. Wer das nicht tue, erklärt er einmal, sage „so gut wie nichts über die *physis*, über die Natur des Lebenden aus“.<sup>5</sup> Der scharfe Hieb gilt den älteren Naturforschern des 5. Jahrhunderts v. Chr., die das Aufkommen des Lebens gut darwinistisch aus dem Zusammenspiel blind wirkender Notwendigkeit und glücklich zusammenwirkender Zufälle hatten erklären wollen. Wo es derart zu lebensfähigen Artgestalten gekommen sei, zitiert Aristoteles diese – für ihn schon antiken – Kollegen, hätten diese Gestalten überlebt; wo nicht, seien diese Ausgeburten alsbald wieder zugrundegegangen, wie Empedokles es von seinen „Rindergestalten mit Menschengesichtern“ sage.<sup>6</sup> „Aber es ist ja unmöglich“, bricht er darauf brüsk ab, „dass es sich so verhält“.

So deutet Aristoteles etwa die Entwicklung der Augenbrauen zunächst und zuvörderst von der Organfunktion her: daraus, dass die Augenbrauen die darunterliegenden Augen wie eine Dachrinne vor herabfließendem Schweiß und Regen schützen sollen; und dann noch von der Organbildung her: daraus, dass da über einer Knochenfuge überschüssiger erdiger Stoff durch die Poren hervorquellend und derart die Brauen bilde.<sup>7</sup>

Hier kommt der Gegenbegriff und das Modell der *téchne*, der „Technik“, ins Spiel. Aristoteles versteht und erklärt den natürlichen Entwicklungsprozess in durchgehender Entsprechung zum technischen Herstellungsprozess – mit dem einzigen Unterschied, dass der Anstoß zu dem natürlichen Prozess von Anfang bis Ende in dem Naturding selbst liegt, während der technische Prozess von außen, vom Menschen, in Gang gesetzt und in Gang gehalten wird. Da erscheint diese aristotelische *physis* als eine ingenieure Gestaltungskraft, die alle Artgestalten von den Pflanzen bis hinauf zum Menschen ursprünglich „organisiert“ hat und fortwährend reproduziert, mit der bildkräftigen aristotelischen Formel: als eine „handwerkende, handwerklich wirkende Natur“.<sup>8</sup>

Die griechische *téchne*, das Wort hinter unserer „Technik“, geht auf eine indoeuropäische Wurzel mit der Grundbedeutung „schreiner, zimmern“, zurück. Über das griechische Adjektiv *technikós* mit der Bedeutung „kunstfertig, kunstgerecht“ und eine neulateinische *technica ars*, eine doppelt gemoppelte „kunstgerechte Kunstfertigkeit“, führt die Wortgeschichte weiter zu der französischen *technique* und zu unserer „Technik“. Der nahverwandte griechische *tékton*, der „Baumeister“, ist mit dem „Architekten“, diesem „Erzbaumeister“, in die neuen Sprachen eingegangen; über das Lateinische lebt das Wort auch in den „Textilien“ und den auf dem geistigen Webstuhl gewobenen „Texten“<sup>9</sup> bei uns fort.

In den homerischen Epen ist die Welt der Technik vielfältig vertreten, von den menschlichen Handwerkskünsten bis hinauf zu den göttlichen Künsten der hephaistischen High-Tech, mit denen das griechische Wort *autómatos*, „selbsterregt, selbstbewegt“, in den Euro-Wortschatz Einzug gehalten hat. Da springen die Tore des Himmels *autómatai*, „automatisch“, vor den herannahenden Götterwagen auf; da fertigt der Götterschmied Hephaistos eine Serie von zwanzig Dreifüßen, die auf ihren goldenen Rädern *autómatoi*, „automatisch“, hin und her laufen, die Götter mit Nektar und Ambrosia zu bedienen – „ein Wunder zu schauen“; da stützt sich der hinkende Götterschmied auf goldene Roboter in

<sup>5</sup> Aristoteles, De partibus animalium A 1. 642 a13ff.

<sup>6</sup> Aristoteles, Physik 2, 8. 198 b29ff.

<sup>7</sup> Aristoteles, De partibus animalium B 15. 658 b14ff.

<sup>8</sup> Aristoteles, De partibus animalium 1, 5. 645 a9

<sup>9</sup> So seit Quintilian, Lehrbuch der Rhetorik 9, 4, 13

Mädchengestalt, die im Innern einen Chip für künstliche Intelligenz und Sprache tragen<sup>10</sup> – gewiss auch sie ein Wunder zu schauen und zu hören.

Im späteren Sprachgebrauch bezeichnet die griechische *téchne* alle irgendwie lehrbaren und lernbaren Künste; ihr weites Bedeutungsspektrum reicht vom Handwerk bis zur Bildenden Kunst, vom Schreiben und Lesen bis zu Rhetorik und Philosophie, vom Zählen und Rechnen bis zu Geometrie und Astronomie, von der „Gymnastik“, zur „Musik“ und zu den literarischen Musenkünsten hinüber. Platon hat der sokratischen „Philosophie“, dieser „Liebe zum Wissen“, dem Bemühen ums Erkennen und Verstehen, eine sozusagen hephaistische und dann auch menschliche „Philotechnie“, für die „Liebe zum Machen“, für das Bemühen ums Werkstelligen, zur Seite gestellt. Aristoteles hat das konstruktive Wirken der Technik und das entsprechende gestaltende Wirken der Natur in seiner Zoologie vielfältig aufeinander bezogen. Am anschaulichen Modell der Technik gibt uns der „Sekretär der Natur“, wie der große Zoologe einmal genannt wird, Einblick in das verborgene Wirken und Wirken seiner Meisterin, der „handwerkenden Natur“.

Schauen wir zunächst aus der Perspektive der Technik auf die Seite der Natur hinüber. In seiner „Vergleichenden Morphologie der Tiere“ beschreibt Aristoteles die Baupläne der Tiere von den niedersten Gattungen bis hinauf zum Menschen, in dem er das höchste lebende Wesen erblickt. Dabei schreibt er dieser „handwerkenden Natur“ eine Reihe allgemeiner Gestaltungsprinzipien zu, die heute der Konstruktionsabteilung eines Automobilkonzerns alle Ehre machen würden – bis hin zur Schonung der Ressourcen und zum Recycling der Abfälle.

Da ist zunächst das Prinzip, dass die Natur jeder Tiergattung eine ausreichende, ihrer Lebensstufe entsprechende Organausstattung zuweist. „Wie ein intelligenter Mensch“, sagt Aristoteles da, „teilt die Natur jedes Organ einzig dem zu, der es gebrauchen kann“ – und erklärt so, dass der intelligente, zum Werkzeuggebrauch fähige Mensch die speziell zum Werkzeuggebrauch dienlichen Hände erhalten hat.<sup>11</sup> Wie jeder Volkswagen vom Polo bis hinauf zum Phaëthon das seiner Leistungsstufe Entsprechende, so erhält jede Tiergattung von den Seegurken bis hinauf zum Menschen das ihrer Lebensstufe Entsprechende. Wenn nötig, gibt es für eine einzelne Art auch einmal eine Extraausstattung. Dem vermeintlich amphibischen planschfreudigen Elefanten hat diese ingenieure Natur die Nase zu einem Schnorchel ausgebildet und mit einem zweiten Geniestreich die Greiffunktion von den klobigen Vordergliedmaßen auf den biegsamen Rüssel übertragen.<sup>12</sup>

Auf der anderen Seite vergibt diese aristotelische „handwerkende“ Natur keine „überflüssigen“ Organe. Insbesondere gilt dieses Prinzip für die Rüstungsausstattung: „Mehrere jeweils für sich ausreichende Wehrglieder“, heißt es da, „hat die Natur ein und derselben Gattung nicht gegeben.“<sup>13</sup> So habe keine Gattung zugleich Hörner und Reißzähne, da „die Natur“, so die mehrfach wiederholte Formel, „nichts Unnützes und nichts Überflüssiges schafft.“<sup>14</sup> Also kein zwei- und dreifacher Overkill und keine unnötigen Rüstungsaufwendungen: von dieser superintelligenten aristotelischen Natur könnte auch ihr rüstungslüsterne Topmodell noch einiges lernen.

Auch in puncto Nachhaltigkeit ist diese aristotelische „handwerkende Natur“ ihrer Zeit weit voraus, so mit der Schonung knapper Ressourcen und dem Recycling der Abfälle. In seiner Schrift „Über die Fortpflanzung der Tiere“ erklärt Aristoteles: „Wie ein guter

<sup>10</sup> Homer, Ilias 5, 749ff., wiederholt 8, 393ff.; die Dreifüße 18, 373ff., die Roboter 18, 417ff.

<sup>11</sup> Aristoteles, De partibus animalium 4, 10.687 a11ff.

<sup>12</sup> Aristoteles, De partibus animalium 2, 16. 658 b33ff.

<sup>13</sup> Aristoteles, De partibus animalium 2, 2. 663 a17f.

<sup>14</sup> Aristoteles, De partibus animalium 3, 2. 662 b30ff.; 3, 1.661 b22ff.

Haushalter – griechisch: ein guter *oikonomos* – pflegt die Natur nichts wegzuwerfen, woraus sich noch irgendetwas Brauchbares machen lässt.<sup>15</sup> So verwende sie bei der Embryonalentwicklung die reinsten Aufbaustoffe zunächst für die feinsten Organe wie das Herz, die Haut und die übrigen Sinnesorgane, die Reste und die gröberen Aufbaustoffe für die Knochen, die Sehnen und die Haare, die größten schließlich für die Krallen und die Hufe.<sup>16</sup> Bei den Tintenfischen nutze die Natur selbst die schwarzbraune Sepia, deren Ausscheidung beim Angriff eines Feindes in einer Schreckreaktion „aus Notwendigkeit“ ausgelöst werde, noch zur Trübung des Wassers und zur Deckung des Fluchtwegs.<sup>17</sup>

Ein halbes Jahrtausend später hat Marc Aurel diese *physis*, diese „handwerkende Natur“, als eine Meisterin des Recycling gerühmt; er notiert: „Die Schreiner und Schuster haben einen Abfallhaufen, wo sie ihre Späne und Schnipsel wegwerfen können. Die allumfassende Natur dagegen hat da draußen nichts Weiteres mehr, sondern darin liegt das Wunderbare ihrer Kunst – ihrer *téchne*: Indem sie sich so ringsum eingrenzt, schlägt sie alles, was da drinnen zu vergehen, alt zu werden und zu nichts mehr nütze scheint, in sich selbst um und bringt aus ebendiesen Dingen wieder anderes, Neues und Junges hervor. So bedarf sie weder einer Zufuhr von draußen her noch eines Komposthaufens, wo sie das Faulige wegwerfen könnte. Sie begnügt sich ganz mit dem Raum ihrer selbst, dem Stoff ihrer selbst und der ihr eigenen Kunst – der ihr eigenen *téchne*.“<sup>18</sup>

Wir werfen hier einen Seitenblick auf die so frappierend kühne wie schlüssige Weise, wie Aristoteles die Reproduktion der Artgestalt – des Genoms –, ihre Übermittlung vom Erzeuger durch den Samen auf den Embryo transparent macht, und dies wieder an Hand eines anschaulichen technischen Modells: Der gesamte embryonale Entwicklungsprozess, erklärt Aristoteles, müsse in dem Samen Schritt für Schritt vorgängig eingerichtet – sozusagen: vorprogrammiert – sein, so dass dieser ganze Prozess, einmal angestoßen, Schritt für Schritt bis zu seinem Abschluss automatisch ablaufen könne. Das müsse geradeso sein, sagt er, wie bei den mechanischen „Wunder-Automaten“, die man damals einem staunenden Jahrmarkts-Publikum vorführte. Wir mögen hier an den etwas später von Philon konstruierten Theaterautomaten denken, dessen Automatik, einmal in Gang gesetzt, auf einer Guckkastenbühne eine komplette Tragödie in fünf Akten, fünf Bildern vollautomatisch ablaufen ließ.<sup>19</sup> Auch bei diesen staunenswerten „Wunder-Automaten“, erklärt Aristoteles, laufe ja die gesamte vorgängig eingerichtete, vorprogrammierte Abfolge der verschiedenen Bewegungen, einmal angestoßen, ohne jeden weiteren Eingriff von außen bis zum Abschluss der Vorführung ab.<sup>20</sup>

Wechseln wir nun die Perspektive und schauen wir jetzt umgekehrt von der Seite der *physis* auf die Seite der *téchne* hinüber. Im 4. Buch seiner „Vergleichenden Morphologie der Tiere“ beschreibt Aristoteles, wie diese – mit seinem einprägsamen Bild – „handwerkende Natur“ den Menschen mit dem Greiforgan der Hand zu einem ganz unbildlich „hand-werkenden“ Homo faber gemacht hat. Er schreibt:

„Das intelligenteste Lebewesen wird die größte Zahl von Organen sinnvoll zu gebrauchen wissen; die Hand ist aber offensichtlich nicht nur ein einziges Organ, sondern viele: Sie ist sozusagen ein Organ anstelle von (vielen) Organen. Dem Lebewesen nun, das sich die vielfältigsten technischen Fähigkeiten anzueignen vermag,

<sup>15</sup> Aristoteles, De generatione animalium 2, 6.744 b16f.

<sup>16</sup> Aristoteles, De generatione animalium 2, 6. 744 b 11ff.

<sup>17</sup> Aristoteles, De partibus animalium 4, 5. 679 a24ff.

<sup>18</sup> Marc Aurel, An sich selbst 8, 50, 2

<sup>19</sup> Heron, Automatenbau 20ff.

<sup>20</sup> De generatione animalium 2, 1. 734 b4ff.

hat die Natur das von allen Organen am vielfältigsten brauchbare, eben die Hand, gegeben. ... Alle anderen Lebewesen besitzen jeweils nur eine einzige Ausrüstung, und ihnen ist es nicht möglich, gegen diese eine Ausrüstung irgendeine andere einzutauschen, sondern sie müssen immerfort sozusagen in ihren Schuhen schlafen und können den Panzer, der ihren Leib umschließt, niemals ablegen, und die Waffe, die eine Gattung gerade erhalten hat, niemals gegen eine andere austauschen. Dem Menschen dagegen ist es möglich, vielerlei Ausrüstungen zu besitzen und diese jederzeit gegeneinander auszutauschen und so auch jede Waffe, wie immer er es will und wo immer er es will, zu besitzen. Denn seine Hand wird zu einer Kralle, einer Krepsschere oder einem Horn, und wieder zu einer Lanze, einem Schwert oder jeder anderen Waffe und überhaupt zu jedem beliebigen Werkzeug; denn zu all dem kann sie werden, weil sie alles fassen und halten kann.“<sup>21</sup>

Da ist die Technik als ein Teil unserer spezifischen Menschennatur verstanden; wir könnten pointiert sagen: Da hat diese „handwerkende Natur“ den Menschen nach ihrem Bilde zu einem „Hand-Werker“ von Natur gestaltet. Mit dem Schlüsselorgan seiner Hand kann der Mensch auf ein unbegrenztes Arsenal jederzeit aufnehmbarer und wieder ablegbarer Werkzeuge zurückgreifen. Während die Tiere mit ihrer spezifischen Organausstattung jeweils auf ihre spezifischen Lebensverhältnisse spezialisiert sind, ist dieser Homo faber von Natur durch seine Intelligenz, seine *téchne* und seine Hand eben darauf spezialisiert, sich jederzeit auf alles und jedes spezialisieren zu können.

Spezialisieren auch wir uns hier auf etwas anderes: Wenn diese so verwandlungsfähige Hand etwa zu einem Malerpinsel wird, wenn diese buchstäblich, unbildlich „hand“-werkende Technik sich anschickt, ihre Stifterin, jene bildlich „handwerkende“ Natur nachzubilden und womöglich noch zu übertreffen, kommt es in diesem Spiegelkabinett von Natur und „Kunst“, wie wir nun sagen, zu Begegnungen der besonderen Art. Da werden – wen wundert's? – Natur und Kunst zu natürlichen Rivalen. Der ältere Plinius berichtet, der große Maler Zeuxis habe für sein berühmtes „Helena“-Gemälde eine Reihe wohlgewachsener Akragantinerinnen zu einem Model-Casting aufgebeten, die je besonderen Schönheiten von fünf dieser Naturgebilde zu einem einzigen Kunstgebilde zusammengeführt und derart das Vorbild der Natur mit seiner nachbildenden Kunst übertroffen.<sup>22</sup>

Der bekannte Wettstreit zwischen diesem Zeuxis und seinem Malerkollegen Parrhasios ist ja zugleich ein Wettstreit zwischen der Kunst und der Natur. Als zuerst Zeuxis sein Wettkampfstück enthüllt, kommen die Vögel auf die Tribüne geflogen, um an den gemalten Trauben zu picken. Stolzgeschwellt fordert er den Zunftkollegen auf, doch endlich den Vorhang vor seinem Wettkampfstück wegzuziehen, da trumpft Parrhasios auf: der Vorhang sei ja bloß gemalt und sei sein Wettkampfstück. Darauf gibt Zeuxis sich geschlagen: Er habe ja nur die Vögel, Parrhasios dagegen einen Maler getäuscht.<sup>23</sup>

Noch ein Glanzlicht aus diesem Spiegelkabinett: In der Legende von Pygmalion, dem Künstler, der sich in sein Werk verliebt und mit seiner Liebe das Kunstwerk zum Leben erweckt, hat Ovid die klassische Formel für dieses Versteckspiel zwischen Kunst und Natur geprägt. „Mit wunderbarer Kunst“, heißt es da, habe Pygmalion aus Elfenbein das Bildnis eines Mädchens geschaffen und ihm eine Gestalt verliehen, „wie eine Frau von Natur keine geboren werden kann“, und weiter, in Versen:

„Ganz einem wirklichen Mädchen gleicht sie; du glaubst fast, sie lebe,  
ja sie wolle, verböte die Scheu es nicht, eben sich rühren:

<sup>21</sup> Aristoteles. De partibus animalium 4, 10. 687 a6ff.

<sup>22</sup> Plinius d. Ä., Naturgeschichte 35, 64

<sup>23</sup> Plinius d. Ä., Naturgeschichte 35, 64ff.



So tief verbirgt sich die Kunst durch ihre eigene Kunst – *ars adeo latet arte sua*.<sup>24</sup>

Da denken wir im Vorübergehen vielleicht noch an Kosmetisches und Rhetorisches: An Ovids Rat an die Frauen, eine mit höchster Kunst arrangierte Frisur durch ein kunstvolles Derangement vollends zum raffinierten Kunstgebilde zu erheben: „Zufall scheine die Kunst ...“, heißt es da: „*Ars casu similis* ...“<sup>25</sup> Oder wir denken an Quintilians Rat an die Redner, hie und da eine stilistisch nach allen Kunstregeln formulierte, wortgenau memorierte Passage so kunstvoll zögernd, zweifelnd und suchend vorzutragen, als wäre sie ganz und gar kunstlos aus dem Stegreif gesprochen.<sup>26</sup>

Die krasse aristotelische Kritik am Naturverständnis der älteren Naturforscher, die – mit dem vorher zitierten Verdikt – „so gut wie nichts“ vom Wirken der Natur verstanden, findet ihre Fortsetzung in der stoischen Kritik am Naturverständnis der Epikureer. In einem ciceronischen Dialog spielt der Stoiker Balbus die aristotelische Analogie von Natur und Technik gegen den Epikureer Velleius aus. Mit beißendem Sarkasmus gibt der Stoiker das auf blinde Naturgesetzlichkeit und glückliche Zufallstreffer gegründete Epikureische Naturverständnis der Lächerlichkeit preis. Brächte einer, fragt er da rhetorisch, ein kompliziertes mechanisches Modell der sieben Planetensphären nach Skythien oder Britannien – wer könnte denn selbst in jenen hinterletzten Barbarenländern noch zweifeln, dass er in diesem Sphärenmodell ein Werk der Vernunft vor sich habe?<sup>27</sup>

Gleich darauf bringt der Stoiker noch das schlagende Buchstaben-Exempel ins Spiel.<sup>28</sup> „Soll ich mich denn nicht wundern“, holt er zu dem Rundum-Schlag aus, „dass es Leute gibt, die sich einreden, dass da irgendwelche unteilbaren Teilchen mit ihrer Stoßkraft und Schwerkraft durcheinanderfliegen, und dass diese so wundervoll geordnete, wunderschöne Welt das Werk ihres zufälligen Aufeinanderprallens sei?“ Wer derlei für möglich halte, könne noch allerlei anderes für möglich halten: etwa, dass da einer eine Riesenmenge einzelner Bronzebuchstaben – wie man sie für Inschriften goss –, blindlings irgendwo hinschütte und dass dabei etwa die „Ilias“ des Homer oder die „Annalen“ des Ennius vom ersten bis zum letzten Vers herauskämen

In unserem Euro-Wortschatz lebt die griechische *physis* von der klassischen „Physik“ bis zur jungen „Neurophysiologie“ vielfältig fort, und mit der lateinischen Lehnübersetzung *natura* hält sie das weite Feld von „Natur“ und „Natur“-wissenschaft besetzt. Aber der Begriff einer schöpferischen, gestaltenden „Natur“, wie Aristoteles sie beschreibt und die Stoiker sie rühmen, hat sich aus der modernen Naturwissenschaft vollkommen verflüchtigt. Klopstocks Ode an den Zürchersee, „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht ...“ sieht in den Augen eines Biologen von heute ziemlich alt, ja geradezu antik aus. Dafür ist die „Natur“ unter dem Zeichen der unerhörten Akzeleration und Globalisierung des Kulturprozesses zu einem allgegenwärtigen politischen Hieb- und Stichwort geworden. Neu steht jetzt nicht mehr hier eine schöpferisch gestaltende *physis* dort einer ihr verwandten gestaltenden *téchne*, sondern nun eine bedrängte, leidende Natur einem freventlich zu Werke gehenden Homo faber gegenüber.

Es leuchtet ein, wie diese Jahrtausende alte, so charakteristisch griechische prinzipielle Scheidung der Welt in eine Sphäre der ursprünglichen Natur, der *physis*, und eine Sphäre der da dreinfahrenden Technik, der *téchne*, unserer Gegenwart und dem aktuellen ökopolitischen Diskurs zupass kommt: Hier die natürliche Welt, wie sie seit eh und je von Natur, „von

<sup>24</sup> Ovid, *Metamorphosen* 10, 247ff.

<sup>25</sup> Ovid, *Ars amatoria* 3, 153ff.

<sup>26</sup> Quintilian, *Institutio oratoria* 11, 2, 47

<sup>27</sup> Cicero, *De natura deorum* 2, 88

<sup>28</sup> Cicero, *De natura deorum* 2, 93f.

selbst“, geworden und gewachsen und immer auch wieder vergangen ist, dort die kultivierte Welt, wie der Mensch sie mit seiner *téchne* in seinem Sinne verwandelt und hie und da gründlich verschandelt hat – wobei wir es heute nicht mehr nur mit den Erzeugnissen dieser *téchne* selbst und mit den Spänen und Schnipseln der Schreiner und Schuster, sondern mit ganz anderen Emissionen und Immissionen, Auspuffungen und Einpuffungen zu tun haben.

Die Bedrängnisse der Natur, die heute unter schlagzeilenträchtigen Schlagwörtern wie CO<sub>2</sub>-Ausstoß und Klimawandel, Kernkraftwerke und Atommüll oder Gentechnik und Biodiversität abgehandelt werden, sind neu; die Bedenklichkeiten in diesem Verhältnis von Natur und Technik sind so alt wie dieses Begriffspaar selbst. Der Mythos vom Feuerdiebstahl des Prometheus und der Aussendung der Pandora mit all ihren Plagen spricht uns Zeitzeugen eines zweiten solchen – nun nuklearen – Feuerdiebstahls und allerlei anderer solcher Feuerdiebstähle vielleicht noch eindringlicher an als die Zeitgenossen des Aischylos, und der erst hesiodeische, dann ovidische Mythos von der Abfolge eines goldenen und eines silbernen, eines bronzenen und eines eisernen Weltalters lässt sich heute als ein ausgesprochen grüner Mythos lesen.<sup>29</sup> Und nachdem wir im Golf von Mexiko die Tiefen der Erde aufgeschlossen haben und die schwarze Ölpest sich unaufhaltsam über Meer und Land verbreitet, können wir Prometheischen Zauberlehrlinge wieder einmal verzweifelt rufen: „Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los!“

Achtzehnhundert Jahre, bevor der „Club of Rome“ die Industrienationen zur Besinnung auf die „Grenzen des Wachstums“ aufrief, hat der Kirchenvater Tertullian mit rhetorischer Brillanz das „Überhandnehmen des Menschen“ und die fortschreitende Verdrängung der Natur an den Pranger gestellt. Er schreibt:

„Der ganze Erdkreis steht uns dienstbar zu Gebote, und dies von Tag zu Tag üppiger kultiviert und reicher ausgestattet als am Tag zuvor. Alles ist bereits erschlossen, alles erkundet, alles voller Geschäftigkeit. Lieblichste Kulturen haben berüchtigtes Ödland weithin zum Verschwinden gebracht, Saatfelder haben die Urwälder zurückgedrängt, die Haustiere haben die Raubtiere in die Flucht geschlagen; Sandwüsten werden besät, Felsgründe werden bepflanzt, Sümpfe werden trockengelegt; Städte gibt es so viele wie früher nicht Häuser. Längst haben einsame Inseln ihren Schauer, Klippen und Riffe ihren Schrecken verloren; überall gibt es Häuser, überall Völker, überall Staaten, überall reges Leben. Das schlagendste Zeugnis für das Überhandnehmen des Menschen aber ist dies: Wir sind der Welt zur Last – *onerosi sumus mundo*. Kaum reichen die vier Elemente uns noch aus, die Zwänge ziehen sich enger zusammen, und Klagen werden bei allen laut, während doch umgekehrt die Natur uns bereits nicht mehr erträgt ...“<sup>30</sup>

<sup>29</sup> Hesiod, *Erga* 109ff., und Ovid, *Metamorphosen* 1, 89ff.

<sup>30</sup> Tertullian, *De anima* 30, 3f.

## Der „antike“ Kriminalroman – ein Überblick\*

Ekkehard Weber

Der historische, im klassischen Altertum angesiedelte Kriminalroman ist ein Phänomen erst der letzten Jahrzehnte, das aber, wie es scheint, derzeit noch ungebrochen anhält.<sup>1</sup> Ebenso wie der Film mit klassisch-antiken Sujets stammt er jedenfalls mit seinen populärsten Beispielen aus dem Bereich der römischen Geschichte. Das mag damit zusammenhängen, dass uns die Römer aus dem Lateinunterricht doch (noch!) immer ein bisschen mehr vertraut sind als die Griechen, deren historische Akme überdies (sozusagen) um ein zusätzliches halbes Jahrtausend weiter von uns entfernt ist.

Zwei Ausnahmen von diesem römerzeitlichen Schwergewicht sollen hier dennoch angeführt werden. Die erste ist

Margaret Doody, *Aristotle Detective*, 1978  
(deutsch: *Der Fluch der Artemis*, 1981).

Es ist zugleich das erste Beispiel für die allgemeine Feststellung, dass der Kriminalroman, und nicht nur der englischsprachige Kriminalroman, eine ausgesprochene Frauendomäne ist. Die Geschichte ist rasch erzählt: Im Athen des Jahres 332 (natürlich v. Chr.) wird ein angesehenen Bürger ermordet und der Verdacht fällt auf einen jungen Athener, Philemon. Seinem gänzlich unerfahrenen Cousin Stephanos fällt die Aufgabe zu, ihn im Prozess zu verteidigen,<sup>2</sup> und in seiner Verzweiflung wendet er sich an seinen ehemaligen Lehrer Aristoteles mit der Bitte um Hilfe.<sup>3</sup>

Die Werbung hat dieses Büchlein „the most original whodunnit ever written“ genannt (der große Boom der antiken Kriminalromane sollte erst noch kommen), und ein Rezensent in *The Times* stellte die rhetorische Frage „Why did no-one think of it before?“ Nur nebenbei vermerken wir, dass die gesamte strafprozessrechtliche Situation stark durch das anglo-amerikanische Strafprozessrecht beeinflusst ist, das ja seinerseits wieder auf römischen Vorstellungen basiert, wie es der alltäglichen, auf Film und eben Kriminalromanen basierenden Erfahrung des amerikanischen Lesepublikums entspricht. Der *show-down* im

\* Der vorliegende Beitrag ist die geringfügig erweiterte Kurzfassung eines Referates, das im Herbst 2005 im Rahmen der Tagung ‚Pontes IV‘ an der Universität Bern gehalten wurde; unter diesem Titel erschienen in: Martin Korenjak und Stefan Tilg (Hg.), *Die Antike in der Alltagskultur der Gegenwart* (PONTES IV), Innsbruck 2007, 99-111.

<sup>1</sup> Und damit auch bereits ein beträchtliches Maß an – nicht zuletzt deutschsprachiger – Sekundärliteratur hervorgebracht hat; siehe die Literaturangaben bei M. Schröder, *Marlowe in Toga? Krimis über das alte Rom. Der historische Kriminalroman als neues Genre der Trivialliteratur am Beispiel der „SPQR“-Romane von John Maddox Roberts*, Paderborn 2001, die einzelnen Beiträge bei K. Brodersen (Hg.), *Crimina. Die Antike im modernen Kriminalroman*, Frankfurt a.M. 2004, und E. Weber, *Antike in der Gegenwart: Der ‚antike‘ Kriminalroman*, in: Wiener humanistische Blätter 48, 2006, 78-102. Fast alle der dort immer wieder genannten (lebenden) Autorinnen und Autoren von Kriminalromanen haben inzwischen weitere Bände herausgebracht oder bereiten solche vor.

<sup>2</sup> Eine solche ‚Pflichtverteidigung‘ durch das aktuelle Familienoberhaupt entspricht zwar nicht unbedingt der athenischen Strafprozessordnung, ist aber als Annahme notwendig, um die Geschichte in der geplanten Form überhaupt in Gang zu bringen.

<sup>3</sup> Der Klappentext der englischen Taschenbuchausgabe (Corgi Books) von 1983 setzt dann fort: „The young, inexperienced boy and the great philosophical mastermind form a classically uneven partnership. Their efforts culminate in the gripping trial scene when Stephanos uses all the powers of rhetoric and oratory instilled in him by Aristotle to clear the name of his family of this bloody murder ...“ Die Verbindung von Stephanos und Aristoteles ist von Doody in späteren Romanen übrigens wieder aufgenommen worden.

Gerichtssaal durch den Anwalt (der die eigentliche Aufklärungsarbeit geleistet hat) ist typisch für *Perry Mason*, und auch der große Privatdetektiv, der selbst an dieser Aufklärungsarbeit nicht aktiv teilnimmt, sondern sie nur durch seine weisen Ratschläge leitet, ist, wenn auch mit deutlichen Unterschieden, in der Person des *Nero Wolfe* im amerikanischen Kriminalroman bereits vorgebildet.<sup>4</sup>

Wenn, ob im Film oder Kriminalroman, als Sujet oder nur als historischer Hintergrund ein Gegenstand aus der griechischen Geschichte verwendet wird, so ist es – nicht ausschließlich, aber mit einer signifikanten Häufigkeit – Alexander oder wenigstens seine Zeit.<sup>5</sup>

Auch das zweite Beispiel aus der griechischen Geschichte gehört in diese Reihe:

Paul Doherty, *The House of Death*, 2001  
(deutsch: *Der Fluch der Athene*, 2003).

Es ist eigentlich kein Kriminalroman, sondern 334 v. Chr. im Milieu der Geheimagenten angesiedelt, die unmittelbar vor dem Beginn des Perserfeldzuges ebenso am Hof des selbstverständlich stets von Intrigen umgebenen Großkönigs wie in der Umgebung Alexanders zu finden sind. Vor allem für letzteren wird die Sache unangenehm: eine Reihe von unerklärlichen Morden lichtet die Zahl seiner Vertrauten, der Perserkönig scheint bestens über seine Absichten informiert zu sein, und außerdem tauchen sinnvoll ausgewählte Verse aus den Bacchen des Euripides auf, die Alexander des Mordes an seinem Vater beschuldigen.<sup>6</sup> Auf Bitten der Olympias, der Mutter Alexanders, nimmt sich Telamon, ein Arzt und – selbstverständlich – Schüler des Aristoteles, dieser Sache an. Es stellt sich übrigens dann heraus, dass Alexander selbst hinter diesen Zwischenfällen steckt, um die Perser irre zu führen. Außerdem kann er bei dieser Gelegenheit gleich auch ein paar lästige Mitarbeiter loswerden.

An dieser Stelle ist wohl die grundsätzliche Feststellung notwendig, dass wir uns mit diesen Kriminalromanen nicht von einem literarischen oder gar ästhetischen Standpunkt aus befassen, sondern es unser Anliegen als Historikerinnen und Historiker ist, diese Bücher auf ihren historischen Gehalt hin zu untersuchen: Was ist historisch, was könnte so gewesen sein und bewegt sich im Rahmen des Freiraumes, der dem Erfindungsgeist eines modernen Romanautors (oder einer -autorin) selbstverständlich zugebilligt werden muss, und was ist schlicht falsch?

<sup>4</sup> Der sympathische Rechtsanwalt Perry Mason mit seiner unentbehrlichen Sekretärin Della Street (und dem ebenso unentbehrlichen Privatdetektiv Paul Drake) wurde von Erle Stanley Gardner bereits 1933 erfunden (*The Case of the Velvet Claws*); der vielleicht nicht ganz so sympathische, übergewichtige, hauptsächlich Orchideen züchtende und seinen bedauernswerten Mitarbeiter Archie Goodwin (den Ich-Erzähler) tyrannisierende Nero Wolfe von Rex Stout 1934 (*Fer-de-Lance*; dieser offenbar als zu intellektuell empfundene Titel wurde bei einer Neuauflage in *Point of Death* geändert). Nur nebenbei vermerken wir im Vornamen des Anwalts eine (bewusste?) Antikenreminiszenz.

<sup>5</sup> Nicht ganz richtig ist daher die Feststellung von W. Will, „Man erkennt den Schierling an vielen Zeichen.“ *Arno Schmidts Alexanderroman als Mordgeschichte*, in: Brodersen (Anm. 1) 179, dass die Alexanderzeit für historische Kriminalromane nicht genutzt würde. Andererseits verdanke ich ihm den Hinweis, dass auch in dem von ihm behandelten Roman von Arno Schmidt, *Alexander oder Was ist Wahrheit*, 1953 (den ich aus den am Schluss genannten Gründen gleichfalls nicht als Kriminalroman im eigentlichen Sinn ansehen möchte) ein Schüler des Aristoteles – in diesem Fall unwissentlich – die Hauptrolle spielt.

<sup>6</sup> Solche Gerüchte scheint es tatsächlich gegeben zu haben, Plut. Alex. 10,6 und Iustin. 9,7,1–8. Mit größerer Berechtigung darf man wohl eine Verwicklung von Alexanders Mutter Olympias in das Attentat annehmen. Dass Alexander seine Herrschaft mit einer ganzen Reihe von politischen Säuberungen begonnen hat, für die dieses Attentat nur einen höchst fragwürdigen Vorwand liefern musste, ist dagegen sicher und bildet damit wenigstens allgemein den realistischen Hintergrund für diesen Aspekt der Romanhandlung.



Dass in dem ganzen Roman weder ein Haus noch ein Fluch der Athene vorkommen, können wir dem unerforschlichen Ratschluss der Titelerfinder zuschreiben. Die *Apadana* mag ein bloßer Übersetzungsfehler aus dem „geschlechtsneutralen“ englischen Originaltext sein (*Apadana*, die große Audienzhalle der persischen Könige, ist *mask.*, im englischen Text übrigens zu *Apanda* verballhornt), und über den *porticus* regen wir uns ohnedies schon nicht mehr auf. Folgender Satz in dem genannten Roman war mir aber doch zu viel: „Alexander war am Hellespont angelangt und starrte mit brennenden Augen über das blaue Wasser auf die Stadt Persepolis“ (S. 19 der deutschen Ausgabe). Kein Wunder, dass ihm – über eine Entfernung von mehr als 2500 km Luftlinie – die Augen gebrannt haben. Der englische Originaltext lautet „Alexander was at the Hellespont, staring hungrily across its blue, fast-running waters to the glories of Persepolis“ (Hervorhebung von mir), sodass, wenn auch bei oberflächlicher Lektüre vielleicht missverständlich, damit Alexanders Sehnen, eine Art innerer Schau gemeint ist. Das ist aber eigentlich zweitrangig. Wir beurteilen ein vorliegendes Produkt, und dabei ist es von unserem Standpunkt aus gleichgültig, ob die Fehler dem Autor, dem Herausgeber oder dem Übersetzer anzulasten sind.<sup>7</sup>

Der ‚Erfinder‘ der Kriminalromane aus dem alten Rom scheint, ein wenig überraschend, ein Deutscher gewesen zu sein:

Hans Dieter Stöver, mit seinem 1982 erschienenen Roman

*Mord auf der Via Appia* (zehn Folgebände).

Unnötig zu sagen, dass es um die Ermordung des P. Clodius Pulcher am 20. Jänner 52 v. Chr. geht, doch hat sich Stöver in den folgenden Bänden der Serie dann von dieser Abhängigkeit von Cicero gelöst und seine eigenen Geschichten erfunden. Bei ihm findet sich bereits eine ganze Reihe von Zügen, die dann auch für den späteren englischen oder amerikanischen Kriminalroman charakteristisch sind: Seine Hauptfigur ist ein C. Volcatius Tullus aus senatorischer Familie,<sup>8</sup> der selbst aber keine politische Karriere anstrebt, sondern, gestützt auf ein ausreichendes Privatvermögen und unterstützt von treuen Sklaven und Freigelassenen (letztere sind offenbar weniger anstößig), auch in Gallien und Germanien lieber seinen kriminalistischen Spürsinn einsetzt – sozusagen aus einiger Entfernung lässt hier Lord Peter Wimsey grüßen.<sup>9</sup> Er wird aber dann (50 v. Chr.) doch zumindest Ädil und ermittelt in dieser Funktion offiziell im Auftrag des Konsuls.<sup>10</sup> Er ist zwar ein treuer Anhänger Caesars, bewahrt sich dabei aber doch eine gewisse kritische Distanz – zweifellos eine Konzession an den modernen Publikumsgeschmack. Insgesamt erwecken die Romane Stövers den Eindruck, als

<sup>7</sup> An dieser Stelle wäre eine eingehende Analyse des umfang-, kenntnis- und materialreichen Beitrags von J. Fündling, *Perlen vor die Säue oder Einäugige unter Blinden. Was (Alt-) Historiker an historischen Krimis reizt*, in: Brodersen (Anm. 1) 49–108, angebracht, mit dem ich in vielen Punkten übereinstimme, auch wenn ich mich selbst recht gut in seinem „abseitig veranlagten Althistoriker“ (81) porträtiert finde; vgl. meinen Versuch, ein historisches Vorbild für den *Gladiator* zu finden, vgl. E. Weber, *Römische Geschichte im Unterhaltungsfilm als Gegenstand wissenschaftlichen Unterrichts – ein Erfahrungsbericht*, in: M. Korenjak und K. Töchterle (Hg.), *Antike im Film* (Pontes II), Innsbruck 2002, 231, v.a. Anm. 22. Mit Nachdruck soll aber betont werden, dass – unabhängig von aller Detailkritik – der historische Kriminalroman für uns als Zeugnis eines eigentlich recht überraschenden Nachlebens der Antike wertvoll ist.

<sup>8</sup> Als Offizier und Legat Caesars in Gallien und im Bürgerkrieg übrigens historisch; vgl. H. Gundel, RE 17A (1967) 754 (Volcacius / Volcatius Nr. 7).

<sup>9</sup> Die Figur des (inzwischen allerdings weitgehend vergessenen) adeligen Amateur- oder Hobbykriminalisten Lord Peter Wimsey, der mit seinem Kammerdiener Mervyn Bunter (vgl. den Freigelassenen Alexander bei C. Volcatius Tullus) die verwickeltesten Kriminalfälle löst, wurde von Dorothy L. Sayers 1923 erfunden (*Whose Body?*).

<sup>10</sup> *Rebellion im Circus Maximus* und *Tod auf dem Forum*, beide 1985. Der betreffende Konsul ist – korrekt – L. Aemilius Lepidus Paullus, der in diesem Jahr mit finanzieller Hilfe Caesars die *basilica Aemilia* restaurieren ließ, worauf eingangs auch im zweitgenannten Roman angespielt wird (S. 11 der Originalausgabe 1985). Eine Ädilität des C. Volcatius Tullus ist nicht bezeugt.

wären sie eigentlich als Jugendlektüre konzipiert worden. Stöver hat tatsächlich einige, teilweise deutlich didaktische, Jugendbücher aus dem Bereich der alten Römer verfasst.

Als international inzwischen viel bekanntere Parallele ist zu nennen

John Maddox Roberts, *SPQR*, 1990

(deutsch: *SPQR – ein Krimi aus dem alten Rom*, 1992; bis jetzt mehr als zehn Folgebände).

Sein Hauptheld ist ein wenig älter und stammt aus einer viel prominenteren Familie, wofür er allerdings den Nachteil hat, nicht historisch zu sein: Decius Caecilius Metellus „der Jüngere“.<sup>11</sup> Er ist – hier kommt die angloamerikanische Neigung zur Selbstironie zum Tragen – ein bisschen das schwarze Schaf der Familie, die seine kriminalistischen Aktivitäten als für einen Meteller höchst unpassend ansieht. Auch er will keine politische Karriere machen, und doch bleibt ihm, als Mitglied dieser bedeutenden Familie, gar nichts anderes übrig – er bringt es ohne besondere Anstrengung immerhin bis zum Prätor. Seine Laufbahn beginnt er als Mitglied einer „Kommission der 26“, wobei er sich als Chef der (70 v. Chr.!) etwas zu früh angesetzten *vigiles* mit Kriminaluntersuchungen zu beschäftigen hat.<sup>12</sup> Endlich gibt es auch ein bisschen Sex: Caecilius Metellus ist in eine durchaus attraktive und selbstbewusste, leider aber auch nicht historische Nichte Julius Caesars verliebt, die ihm wenigstens gelegentlich einige Vergünstigungen gewährt und ihn später heiratet, was ihn nicht hindert, in jungen Jahren auch eine Affäre mit Claudia/Clodia Pulchra oder anderen attraktiven Damen zu haben. Im Gegensatz zu seiner Familie anerkennt er Caesars scharfen analytischen Verstand und politische Fähigkeiten, obgleich auch Caesar, jedenfalls in den älteren Bänden, erst am Anfang seiner Karriere steht. Auch Caesar scheint ihn zu mögen. Insgesamt ist die Art außerordentlich reizvoll, wie Roberts – in allen Romanen immerhin über mehrere Jahre oder Jahrzehnte hinweg – direkt oder indirekt historische Personen, mit denen der Hauptheld als Angehöriger der *gens Caecilia* Kontakt hat, aber auch seine unmittelbaren Verwandten charakterisiert. Diese stets ironisch-kritischen Beschreibungen mögen nicht immer dem Eindruck entsprechen, den wir von diesen Personen haben, sind aber zweifellos ein legitimer Beitrag zur Verlebendigung der Antike.<sup>13</sup> Mit Milo, einer Art Mafia-Boss, der zu seinen Freunden aber durchaus nett sein kann, ist Caecilius Metellus befreundet, und da die moderne Kriminalistik, wie jeder weiß, ohne ärztliche Gutachten nicht auskommt, übernimmt diese Rolle ein natürlich griechischer Gladiatorenarzt mit dem etwas seltsamen Namen *Asklepiodes*.

<sup>11</sup> Nur nebenbei erwähne ich, dass Decius kein Pränomen, sondern ein Gentilname ist. Das Pränomen *Decimus* wiederum war in der Familie der Caecilii Metelli nicht gebräuchlich, weswegen auch sein Vater, in den Romanen für uns durchaus nachvollziehbar als ein „typischer Meteller seiner Zeit“ charakterisiert, nicht historisch ist. Auf die offenbar unvermeidlichen Schwierigkeiten bei der Namensgebung auch in sonst gut recherchierten Romanen aus der Römerzeit wird noch zurückzukommen sein.

<sup>12</sup> Diese Kommission ist eine relativ selten erwähnte Vorform des Vigintivirats; vgl. Th. Mommsen, *Römisches Staatsrecht* II, 592 f. mit Belegen. Die *cohortes vigilum* wieder wurden erst durch Augustus ins Leben gerufen. Die Kenntnis der *vigintisexviri* stellt dem altertumskundlichen Wissen des Autors (oder seiner Gewährsleute) übrigens ein hohes Zeugnis aus; ich würde es nicht bei allen Fachkollegen erwartet haben (auch in unseren Fachlexika sind die *vigintisexviri*, freilich durchaus sinnvoll, nur unter den *vigintiviri* subsumiert).

<sup>13</sup> Schröder (Anm. 1) 104 und nach ihm der hier ebenfalls schon zitierte Fündling (Anm. 7) 95 weisen mit Bezug auf Selbstzeugnisse des Autors darauf hin, dass hinter der abwertenden Charakterisierung v.a. prominenter Politiker der Eindruck des Watergate-Skandals 1972 in den USA stünde, doch ist eine solche Erklärung gar nicht notwendig, um dem Haupthelden diesbezüglich unsere Sympathie zu sichern. Andererseits bleiben historische Figuren in unseren Quellen (und wohl auch in den meisten gelehrten Darstellungen) doch relativ blass (als berühmte Ausnahme vgl. das Lob von Theodor Mommsens *Römischer Geschichte* bei E. Kornemann, *Gestalten und Reiche* [1943] 438 f.), sodass wir eigentlich für jeden Versuch dankbar sein müssen, sie für uns mit Leben zu erfüllen.

Neben neu erfundenen Geschichten gibt es auch bei Roberts Themen, die aus Cicero geholt wurden, so etwa die Catilinarische Verschwörung und den Bona-Dea-Skandal.<sup>14</sup>

Am deutlichsten abhängig von Cicero ist, jedenfalls anfangs, auch mit dem unvermeidlichen Mord auf der Via Appia,

Steven Saylor, *A Murder on the Appian Way*, 1996.<sup>15</sup>

Nicht über diesen Roman soll aber hier gesprochen werden, sondern über den ein wenig älteren Erstlingsroman des Autors,

*Roman Blood*, 1991

(deutsch: *Das Lächeln des Cicero – ein Krimi aus dem alten Rom*, 1993; zahlreiche Folgebände).

Die Geschichte beginnt damit, dass ein junger Sklave namens Tiro bei Gordianus, einem bekannten Privatdetektiv („Gordianus the Finder“) auftaucht, um für seinen Herrn, einen damals noch gar nicht so sehr bekannten Anwalt namens Cicero, Hilfe in einem Strafprozess zu erbitten. Herkunft und Familienverhältnisse dieses Gordianus sind ein wenig undurchsichtig.<sup>16</sup> Er dürfte jedenfalls – oder jedenfalls ursprünglich – kein römischer Bürger gewesen sein und ist mit einer Ägypterin, Bethesda, verheiratet. Gordianus ist im Vergleich zu dem aus der Oberschicht stammenden Caecilius Metellus deutlich schwerer und ernster, und dessen mit lockerer Selbstironie vorgetragene Gesellschaftskritik ersetzt Gordianus durch ein gerütteltes Maß an Ideologie. In dem Prozess aus dem Jahr 80 v.Chr. geht es um Mord, und zwar soll ein Sex. Roscius aus Ameria in Umbrien seinen eigenen Vater umgebracht haben. Betrieben wurde der Prozess von zwei Verwandten, die auf das Erbe hofften, und überdies stellte sich heraus, dass mit diesem Prozess politische Implikationen verbunden waren, da P. Cornelius Chrysogonus, der überaus einflussreiche Kanzleichef Sullas, seine Hände im Spiel hatte. Verständlich, dass Cicero die notwendigen Untersuchungen gerne einem Anderen überlassen wollte, und Gordianus gerät tatsächlich nicht nur einmal in Lebensgefahr. Alle weiteren Details kann man in der Cicero-Rede nachlesen. Sex. Roscius wurde natürlich freigesprochen; der für amerikanische Prozessverfahren gar nicht überraschende ‚Gag‘ besteht nun darin, dass er, was Gordianus geahnt und Cicero immer gewusst hat, in Wirklichkeit schuldig war und seinen Vater tatsächlich hatte umbringen lassen.<sup>17</sup>

In seinem vorläufig letzten, 2006 deutsch erschienenen Roman *Kein Zurück vom Rubikon*<sup>18</sup> nimmt Saylor eine ganze Reihe seiner früheren Handlungsstränge wieder auf. Auch Tiro spielt

<sup>14</sup> *SPQR II: The Catiline Conspiracy*, 1991 (deutsch: *Die Catilina-Verschwörung*, 1993) und *The Sacrilege*, 1992 (deutsch: *Der Frevel des Clodius*, 1993). Roberts hat angeblich auch einen Roman geplant, der um die Zeitenwende in Vindobona-Wien oder Carnuntum spielen sollte, und ein Bekannter hat mich um Unterlagen dafür gebeten. Ich habe ihn darauf aufmerksam gemacht, dass Vindobona damals ein völlig unbedeutendes Nest war, Carnuntum als Legionslager überhaupt noch nicht existiert hat und Decius Caecilius Metellus der Jüngere zu dieser Zeit so um die 90 gewesen sein müsste. Jedenfalls ist ein solcher Band bis jetzt noch nicht erschienen.

<sup>15</sup> Deutsch unter eben diesem Titel *Mord auf der Via Appia* (der eigentlich Stöver gehörte), 1998.

<sup>16</sup> Unklar ist (wie auch bei den gleichnamigen Kaisern des 3. Jhs.) schon die Etymologie des Namens Gordianus; es könnte die etwa über eine Adoption erfolgte Weiterbildung des (seltenen) Gentilnamens Gordius sein oder, in unserem (fiktiven!) Fall vielleicht wahrscheinlicher, das Ethnonim eines aus Gordion in Phrygien stammenden Sklaven und Freigelassenen. Da wir dem Autor solche Überlegungen aber nicht zumuten wollen, ist eher anzunehmen, dass irgendwie der Gordische Knoten bei diesem Namen Pate gestanden ist: Gordianus weiß selbst die schwierigsten Rätsel zu lösen.

<sup>17</sup> Hier ist darauf hinzuweisen, dass es diese Vermutung durchaus auch in der modernen Forschung gibt; „on serait tenté de mettre sur le compte de la très probable culpabilité de Sex. Roscius le fils“, F. Hinard – Y. Benferhat, *Cicéron, Discours I/2* (Paris 2006) L f.

<sup>18</sup> Englisch bereits 1999 „Rubicon“. Auch hier ist der deutsche Titel nicht ganz verständlich, da von einem „Zurück“ nirgends die Rede ist.

wieder eine Rolle, obwohl er doch eigentlich krank in Patras liegen sollte.<sup>19</sup> Der anschaulich geschilderte historische Hintergrund ist die Zeit, in der Caesar nach der Überschreitung des *Rubico* Italien militärisch zu sichern versucht und zur Verfolgung des Pompeius nach Makedonien übersetzt; es ist bemerkenswert, wie selbst dieser Caesar ideologisch eigentlich fern stehende Autor sich der Faszination von dessen Persönlichkeit nicht zu entziehen vermag.<sup>20</sup>

Bei den bisher genannten Autoren haben wir, wenigstens am Anfang, eine deutliche Abhängigkeit von Cicero und den durch ihn berichteten Kriminalfällen festgestellt. Durch ihre Erfolge selbstbewusst geworden haben sie sich dann von dieser Abhängigkeit gelöst und eigene Geschichten entwickelt, doch war durch ihre Hauptperson, den „Detektiv“, der die Untersuchungen anstellt, die Zeitstellung der Romane auf wenige Jahrzehnte vor und um die Mitte des 1. Jh.v.Chr. festgelegt, auch wenn sich für „Caecilius Metellus den Jüngeren“ Fortschritte in seiner Ämterlaufbahn und für „Gordianus the Finder“ ein zunehmendes Alter feststellen lassen.<sup>21</sup>

Die folgenden Bände spielen zu einer späteren Zeit, wenn auch die ersten der genannten Periode noch recht nahe stehen:

Malachy Hyde, *Tod und Spiele*, München 1999  
(dazu drei weitere Bände)<sup>22</sup>

Die Geschichte und auch die Folgebände spielen nicht in Rom, sondern in der Provinz *Asia*, in Milet, Didyma, Priene und Ephesos. Ein junger Apollopriester aus dem Heiligtum von Didyma, der zugleich auch einer der Favoriten der Wettkämpfe bei den bevorstehenden Festspielen gewesen wäre, wird umgebracht. Markus Antonius, der sich (anscheinend im Frühjahr 41 v.Chr.) gerade in Kleinasien zur Ordnung der dortigen Verhältnisse aufhält, beauftragt *Silvanus Rhodius*, einen jungen Mann aus seiner Begleitung, der bereits in Rom einschlägige Erfahrungen erworben hat<sup>23</sup>, mit der Aufklärung des Falles, was ihm mit der Hilfe eines natürlich aus Ägypten stammenden Arztes und dessen Erfahrungen in forensischer Medizin, eines weiteren Mordes, diesmal an einem Sklaven, sowie zweier junger Frauen, *Illicia* und ihrer Freundin *Laelia*, auch gelingt. Laelia verliebt sich in Silvanus, Illicia lässt sich, selbstverständlich im Bewusstsein, dass es nicht von Dauer sein kann, sogar mit Markus Antonius ein, der noch nicht weiß, dass Kleopatra auf ihn wartet. In dem Roman spielen

<sup>19</sup> Cic. *ad fam.* 16,5-14.

<sup>20</sup> Allerdings vermittelt er sehr geschickt diese Haltung weniger durch seinen Haupthelden Gordianus selbst, als durch dessen Sohn, der in Caesars Diensten steht (und, so heißt es, an der Abfassung der *Commentarii* beteiligt ist).

<sup>21</sup> Im zuletzt erwähnten Band *Rubicon* ist dieser, wie er selbst ausdrücklich sagt, einundsechzig Jahre alt (er muss also 110 v.Chr. geboren sein). Dies soll als deutlicher Unterschied zu den großen Vorbildern, den amerikanischen Kriminalromanen aus der ersten Hälfte des 20. Jh. festgehalten werden, deren Haupthelden gleichsam alterslos sind und in der Regel keine solchen Veränderungen durchmachen. Da diese und auch die meisten der noch zu besprechenden Romane sich auf einen historischen Hintergrund beziehen, müssen sie zwangsläufig eine entsprechende Entwicklung durchmachen. Dass die Zeit Ciceros die – nicht zuletzt durch ihn – am besten dokumentierte Periode der Alten Geschichte ist, muss hier nicht betont werden.

<sup>22</sup> Malachy Hyde ist das sprechende Pseudonym für die deutschen Autorinnen Karola Hagemann und Ilka Stitz, wobei Hagemann als Mitarbeiterin des Landeskriminalamtes Niedersachsen sozusagen „vom Fach“ ist. Inzwischen gibt es einen ersten, im römischen Germanien spielenden Roman unter den wirklichen Namen der beiden Autorinnen: *Das Geheimnis des Mithras-Tempels*, Dortmund 2006.

<sup>23</sup> Offenbar in einer ähnlichen Funktion wie eine Generation früher „Decius Caecilius Metellus der Jüngere“ (*III vir capitalis*).



kriminologische Untersuchungen ebenso eine Rolle wie die Gedanken- und Gefühlswelt der drei genannten Hauptpersonen<sup>24</sup>, die dann auch die Hauptfiguren der Folgebände sind.

Ein vom philologischen Standpunkt aus bemerkenswerter Sonderfall ist

Jean-Pierre Néraudau, *Le mystère du jardin romain*, 1992

(deutsch: *Das Geheimnis des römischen Gartens*, 1994).

Dieser hat vielen seiner Kolleginnen und Kollegen voraus, dass er klassischer Philologe war; es liegt uns mit seinem Buch daher ein sogenannter „Professorenroman“ vor.<sup>25</sup> *Das Geheimnis des römische Gartens* ist aber durchaus nicht langweilig. Für einen Franzosen nicht ganz untypisch hat hier Tacitus (*ann.* 4,22) den historischen Hintergrund geliefert. Die etwas mysteriöse Geschichte spielt im Jahr 24 n.Chr.: Aus unbekanntem Gründen hatte der *vir praetorius* und *praefectus urbi* M. Plautius Silvanus seine Gattin Apronia offenbar aus dem Fenster gestürzt, sodass sie zu Tode kam.<sup>26</sup> Silvanus versuchte sich etwas verwirrt zu rechtfertigen, er habe geschlafen und wisse von nichts und seine Gattin habe möglicherweise Selbstmord begangen. Der Kaiser Tiberius – ganz wie ein sorgfältiger Untersuchungsrichter – besichtigte selbst die Wohnung, es wurden Spuren von Gewaltanwendung und eines Kampfes gefunden, worauf im Senat ein Gerichtshof gebildet wurde. Die Großmutter des Silvanus, Urgulania, bekanntlich eine Busenfreundin der Livia, übersandte ihm fürsorglich einen Dolch, was er auch durchaus richtig interpretierte; er schaffte es zwar nicht, sich damit umzubringen, ließ sich aber die Adern öffnen. Später tauchte noch das Gerücht auf, seine erste Frau Numantina habe ihn verhext, doch verliefen diese Untersuchungen im Sande. Néraudau macht daraus eine spannende Geschichte von *sex and crime*, in die selbstverständlich auch der allmächtige Günstling des Tiberius, Seianus, und seine verbrecherische Beziehung zur Nichte des Kaisers, Livilla, (oder besser gesagt ihre zu ihm) hineinverwoben sind. Warum er aber den Namen der Urgulania zu *Tanaquil* ändert, ist trotz der im Nachwort gegebenen Erklärung nicht recht ersichtlich: der Name Urgulania sei für moderne Leser zu fremdartig.<sup>27</sup> Auch ihre uns wohlbekannte Enkelin heißt nicht Urgulanilla, sondern Plautia. Das ist wenigstens insofern korrekt, als sie die Tochter des M. Plautius Silvanus war. Sie war damals die Gattin des späteren Kaisers Claudius; bald danach hat sich dieser aber von ihr scheiden lassen *ob*

<sup>24</sup> Auch Silvanus ist in Rom verheiratet, überlegt aber ernsthaft, sich scheiden und in Kleinasien niederzulassen und Laelia zu heiraten, wozu es aber auch in den Folgebänden nicht kommt. Einerseits schiebt Silvanus diese Entscheidung immer wieder hinaus, sodass Laelia schließlich die Geduld verliert, und andererseits schiebt ihm die zuletzt nachgereiste Gattin noch rasch ein Kind unter, das aber nicht von ihm, sondern offensichtlich von seinem Freigelassenen stammt – hier zeigen die Romane deutlich einen gewissen ‚feministischen‘ Anklang. Die Liebesszenen selbst sind einigermaßen dezent gehalten, doch werden die entstehenden und vorhandenen Beziehungen relativ deutlich angesprochen, bis zu den Überlegungen der jungen Frauen, wie sie allenfalls eine Schwangerschaft verhindern könnten.

<sup>25</sup> Von wem dieser Begriff ursprünglich geprägt wurde, ist mir leider unbekannt: man bezeichnet damit historische Romane, die von wirklichen Fachleuten, eben Professoren, geschrieben wurden, daher keine oder kaum historische Fehler enthalten, dafür aber in der Regel langweilig sind. Felix Dahn gilt als der Archeget dieses Genres. Néraudau vertritt damit auch den französischsprachigen Kriminalroman; die Romane von Anne de Leseleuc (der erste und leider nicht einzige: *Les vacances de Marcus Aper*, 1992) verdienen unsere Aufmerksamkeit nicht.

<sup>26</sup> Daraus lässt sich übrigens auch der nicht uninteressante Schluss ziehen, dass die Schlafräume der Familie (und nicht nur die der Diener) mindestens im ersten Stock der herrschaftlichen Villa gelegen waren.

<sup>27</sup> Tanaquil offenbar nicht? Der Name *Tanaquil* stammt von einer (etruskischen) Königin, die als Gattin des Tarquinius Priscus der frühen römischen Sage angehört; Livius 1, 34,4 ff. und öfter. Es ist aber auch der Name der bedeutenden amerikanischen, aber 1929 in Paris geborenen Balletttänzerin Tanaquil Le Clercq, die 1956 an Kinderlähmung erkrankte und danach bis zu ihrem Tod im Jahr 2000 gelähmt blieb. Es ist durchaus denkbar, dass der Name durch sie einem französischen (und natürlich amerikanischen) Publikum durchaus geläufig war.

*libidinum probra* (seine Tochter war ganz offenkundig nicht von ihm) *et homicidii suspicionem*; Sueton *Claud.* 27,2.

Auch ein Beitrag Italiens soll noch erwähnt werden:

Danila Comastri Montanari, *Cave canem*, Milano 1999

(deutsch: *Der Fluch des Orakels*, München 2002; zahlreiche Folgebände)

Hier ist der Hauptheld ein sehr reicher Senator und Freund des Kaisers Claudius namens *Publius Aurelius Statius*. Er verfügt neben den obligaten Landgütern über eine weitläufige Villa auf dem *Viminalis*, genügend Zeit für seine kriminalistischen Neigungen<sup>28</sup> und eine große Zahl von (teilweise natürlich bemerkenswert hübschen) Sklavinnen, Sklaven und Freigelassenen, wobei sich vor allem sein persönlicher Sekretär Castor zwar durch ständige Unverschämtheiten auszeichnet, aber bei den Unternehmungen seines Chefs immer wieder nützlich ist. Die Freundschaft mit Kaiser Claudius geht bereits auf seine Jugend zurück. Der etwas ältere und bekanntlich etwas skurrile Gelehrte Claudius hat ihm damals Etruskisch beizubringen versucht, doch als dieser Kaiser wurde, hat sich Statius vornehm zurückgezogen, um nicht vielleicht den Eindruck zu erwecken, er wolle diese alte Beziehung jetzt ausnützen. Allerdings macht ihm Claudius selbst seine Zurückhaltung zum Vorwurf und beauftragt ihn mit der Untersuchung des Mordes an einem Gladiator.<sup>29</sup> Wegen seiner vornehmen Abkunft und wegen des riesigen Familienvermögens (und vielleicht auch als Senator) wird er als „Patrizier“ bezeichnet, doch gehörte gerade die *gens Aurelia* zu den – wenn auch bedeutendsten – plebeischen Familien. Da auch die *Caecilii Metelli* (siehe oben) Plebeier waren, nimmt er unter den Berufs- oder Hobbydetektiven dieser antiken Kriminalroman-Welle zweifellos den höchsten sozialen Rang ein. Für einen kaiserlichen Freigelassenen, der in Ungnade gefallen war und nun recht armselig bei einem Buchhändler vom Kopieren von Büchern lebt, selbst aber hübsche Fabeln dichtet, organisiert er in einem anderen Band eine Dichterlesung und verschafft ihm so den verdienten Erfolg: *Phaedrus*.<sup>30</sup>

Die vermutlich populärste Serie von einschlägigen Kriminalromanen spielt zwar auch im alten Rom (und einer ganzen Reihe von Provinzen), unterscheidet sich von den bisher genannten aber dadurch, dass sie den Typ des amerikanischen Privatdetektivs – der Hauptheld wurde „Humphrey Bogart in Toga“ genannt – direkt auf antike Verhältnisse überträgt. Am bekanntesten ist

<sup>28</sup> Er nimmt zwar gelegentlich an Senatssitzungen teil, scheint aber sonst weder zivile noch militärische Funktionen zu haben. Er zeigt auch kein Interesse an der – in seiner Stellung eigentlich unvermeidlichen – senatorischen Ämterlaufbahn. In einem der letzten Bände, der offenbar auf eine frühere Phase im Leben des Haupthelden zurückgreift (*Olympia. Indagine ai giochi ellenici*, 2004; deutsch: *Tod in Olympia*, 2005) wird er etwas überraschend als „frisch ernannter achtunddreißigjähriger Senator von Rom“ bezeichnet (Seite 14 der deutschen Ausgabe 2006). Senatoren werden aber bekanntlich nicht ernannt, sondern erlangen ihren Rang (in der Kaiserzeit) üblicherweise im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren durch den Eintritt in die senatorische Ämterlaufbahn mit der Bekleidung der Quästur.

<sup>29</sup> Es ist der zweite Band, *Morturi te salutant*, 1999 (deutsch: *Tod eines Gladiators*, 2002). Der Kaiser befürchtet, dass angesichts seiner Leidenschaft für Gladiatorenspiele (die Aurelius Statius natürlich nicht teilt) die Ermordung dieser Gladiatoren eine eigentlich gegen ihn gerichtete Aktion ist und seine Herrschaft irgendwie „destabilisieren“ soll.

<sup>30</sup> *Cui prodest*, 1999, 237 ff. (ital. Ausgabe). Da die einzelnen Kapitel bei Montanari immer genau (wenn auch natürlich fiktiv) datiert sind, können wir dieses für die ohnehin etwas unklare Biographie des Dichters wichtige Ereignis zeitlich fixieren: am Abend vor den Kalenden des März 799 a.u.c., also am 28. Februar 46 n.Chr. Der Erfolg dieser Dichterlesung war vor allem dadurch sichergestellt worden, dass die damals sechsjährige Kaisertochter Octavia, begleitet von Dienerinnen und Pädagogen, daran teilgenommen hat; Claudius selbst musste sich wegen dringender Amtsgeschäfte entschuldigen.

Lindsey Davis, *The Silver Pigs*, 1989

(deutsch: *Silberschweine*, 1991; zahlreiche Folgebände).

Der Titel ist ein wenig seltsam, bezieht sich aber – ich habe das auch erst durch diesen Roman erfahren – darauf, dass „Silberschweine“ einen Arbeitsvorgang oder ein Schmelzprodukt bei der Silberverhüttung bilden.<sup>31</sup> Der Hauptheld hat in diesem ersten Roman im Auftrag des Kaisers Vespasian Unzukömmlichkeiten in der Silberproduktion der Provinz Britannien zu untersuchen, wobei sich – für Vespasian offenbar nicht ganz unerwartet – herausstellt, dass sein Sohn Domitian dabei seine Hände im Spiel hat, weswegen mit höchster Zurückhaltung ermittelt werden muss. Falco muss dafür zeitweise sogar die höchst unangenehme Rolle eines Bergwerkssklaven übernehmen.

M. Didius Falco ist in seiner ironischen Selbstkritik wieder ein sehr sympathischer, nicht immer auf Anhieb erfolgreicher und stets in Geldverlegenheiten befindlicher Privatdetektiv, der Probleme mit seinen Verwandten hat und jedenfalls anfangs in einer bescheidenen Zwei-Zimmer-Wohnung in einer typischen Mietskaserne in der „Brunnenpromenade“ am Aventin wohnt.<sup>32</sup> Seine Gesprächspartner sind die Leute seiner Umgebung, vor allem die Besitzerin einer Mietwäscherei im Haus gegenüber; er trinkt schlechten Wein (und isst auch nicht besser) in irgendwelchen Garküchen der Umgebung, und da jeder bessere Privatdetektiv Kontakte zu einem „Sergeant“ oder „Lieutenant“ der nächsten Polizeiwache haben muss, kennt auch Falco den zuständigen Tribun der *vigiles* noch von ihrer gemeinsamen Militärdienstzeit her.<sup>33</sup> Gelegentlich, wie auch im vorliegenden Fall, bekommt er (heikle) Aufträge direkt vom Palatin, wo er es mit einem miesen Subjekt namens Anakrites zu tun hat, dem geheimnisvollen Leiter einer ebenso geheimnisvollen Abteilung.<sup>34</sup> Mit ihm verbindet Falco eine Art Hassliebe. Er ist so etwas wie ein FBI- oder CIA-Agent, solche Leute sind auch im amerikanischen Kriminalroman oder -film meist negativ besetzt.

Ein besonderes Problem stellt die Tatsache dar, dass Falco gleich im ersten seiner Fälle Helena Iustina kennen lernt, die Tochter eines Senators, die eine gescheiterte Ehe hinter sich hat, sich in Falco verliebt und ihn, da dies, wenn auch erst nach mehreren Bänden, nicht ohne

<sup>31</sup> Als auf eine bestimmte Art hergestellte Silberbarren erklärt Didius Falco selbst dieses Wort: „I explained that when precious ore is refined, molten metal runs away from the furnaces into a long channel where moulds for the ingots lead off down each side, like sucking piglets beside their mother sow“ (*The Silver Pigs*, 45).

<sup>32</sup> Er ist damit nach Meinung vieler Exegeten der Hauptvertreter der nach amerikanischem Vorbild geformten *hard-boiled detectives* im alten Rom, wozu auch seine als „Chandlerism“ bezeichnete Sprech- und Ausdrucksweise beigetragen haben mag. Er ist aber nach meiner Meinung viel sympathischer als der etwas düstere Humphrey Bogart bzw. die von ihm verkörperte Figur des abgebrühten Privatdetektivs Philip Marlowe (erstmalig geschaffen von Raymond Chandler, *Blackmailers Don't Shoot*, 1933). Die Erklärer übersehen in all dem scheinbar zeit- und gesellschaftskritischen Zynismus zumeist den starken Anteil an (britischem) Humor und die lockere Selbstironie, sodass Didius Falco nicht eine Imitation, sondern geradezu eine intelligente Parodie dieser *hard-boiled* amerikanischen Privatdetektive ist. Diese Selbstironie erhält sogar einen doppelten Boden, wenn im *Epilogue* von *A Dying Light in Corduba* (1996) Falco die Gesellschaftsnachrichten in einschlägigen Journalen mit der Geburtsanzeige seiner Tochter parodiert, aber gleichzeitig an seinen Freund L. Petronius Longus hinzufügt, „which with any luck you will not be reading in the Forum in the *Daily Gazette*“.

<sup>33</sup> Wobei die dahinter stehende Vorstellung von einer Militärdienstzeit natürlich ein Anachronismus/Amerikanismus ist. Darauf, dass der *tribunus vigilum* sonst eine üblicherweise einjährige Zwischenstation von hochrangigen Truppenoffizieren auf dem Weg zum Ritterrang (und zu den entsprechenden ritterlichen Kommandostellen) war, sei nur der Vollständigkeit halber hingewiesen.

<sup>34</sup> Der Wissende erkennt schon aus dem Namen, dass es sich um einen Freigelassenen handeln muss. Der Name klingt zwar sehr echt (und sprechend), ist aber nicht belegt.

Folgen bleibt, sogar ‚offiziell‘ heiratet, was der senatorische Schwiegervater jedoch gutartig zur Kenntnis nimmt.<sup>35</sup>

Die Romane um M. Didius Falco sind bezüglich des Alltagslebens in Rom zumeist gut recherchiert und unterhaltsam, auch wenn man, wie bei Donna Leon, allmählich den Eindruck gewinnt, dass sie sich totzulaufen beginnen – irgendwie ist alles schon einmal vorgekommen.<sup>36</sup> Haben früher die Liebesszenen mit Helena (und nicht nur mit dieser) einen gewissen Reiz ausgemacht, ist das jetzt, verheiratet und inzwischen mit zwei Kindern, auch vorbei. Alle Produzenten von Fernsehserien wissen, dass sie ihre Hauptpersonen nicht heiraten lassen dürfen.

Wir haben uns bis jetzt einige Zurückhaltung bezüglich der Feststellung von Anachronismen und sonstigen Unstimmigkeiten auferlegt, und vor allem sollte das nicht als entscheidendes Qualitätsmerkmal dieser historischen Romane herangezogen werden, auch wenn wir sie selbstverständlich mit unserem Fachwissen im Hinterkopf lesen und gerade aus der Feststellung von ‚Fehlern‘ einigen Reiz und intellektuelle Befriedigung gewinnen. Worauf hier aber aufmerksam gemacht werden soll, ist ein in fast allen historischen Romanen aus der Römerzeit, nicht nur in den Kriminalromanen, auftretendes Leiden, nämlich die Unfähigkeit, das römische Namenssystem einigermaßen richtig anzuwenden. Dabei wäre das bei der Beachtung einiger ganz einfacher Grundregeln wenigstens so weit zu vermeiden, dass auch kritische Althistoriker zufrieden wären.<sup>37</sup>

In der bisherigen Übersicht sind vor allem die Kriminalromane oder -serien erwähnt worden, die im Rahmen dieses Genres einen größeren Bekanntheitsgrad aufzuweisen scheinen. Es kann aber nun die Frage gestellt werden, ob denn das frühe Christentum, das sonst gerade in amerikanischen historischen Romanen aus der Römerzeit geradezu unverzichtbar ist, im antiken Kriminalroman keine Rolle spielt. Natürlich gibt es auch dafür ein Beispiel:

Barbara Hambly, *Search for the Seven Hills*, 1983

(deutsch: *Die Entführung auf dem Quirinal*, 1995).

Das Buch ist also erst übersetzt worden, als der Boom der antiken Kriminalromane bereits angelaufen war. Man sollte hier vielleicht anführen, dass das eigentliche Genre von Barbara Hambly Zauber-, Vampir- und Gruselgeschichten sind, sodass dieser Ausflug in die römische Antike auf manchen ihrer *homepages* gar nicht mehr aufscheint. Aber immerhin, es gibt ihn, und die zuerst böse erscheinenden, dann aber immer sympathischer werdenden Christen

<sup>35</sup> Hier ist der Vergleich mit dem gräflichen Schwiegervater des *commissario* Brunetti aus Venedig von Donna Leon angebracht (erstmalig in: *Death at La Fenice*, 1991; deutsch *Venezianisches Finale*, 1992), der auch gelegentlich durchaus bereit ist, inoffizielle Kontakte zur Oberschicht herzustellen.

<sup>36</sup> Auch wenn wir, wie in *Three Hands in the Fountain*, 1996, deutsch: *Drei Hände im Brunnen*, 2000, z.B. einiges über das römische Wasserleitungssystem erfahren. Falco wird bei diesen Untersuchungen übrigens von einem Senator namens Sex. Iulius Frontinus unterstützt, der sich überraschenderweise als brauchbar und nicht, wie das sonst bei hohen Herrschaften zu sein pflegt, als hinderlich erweist.

<sup>37</sup> Wenn die bisher (zu Recht) noch nicht genannte englische Autorin Marilyn Todd ihre weibliche Heldin (die es natürlich auch geben muss) mehrerer Kriminalromane *Claudia Seferius* (!) nennt (erstmalig und programmatisch: *I Claudia*, 1995, natürlich in bewusster Anspielung auf den Roman von Robert Ranke-Graves), dann ist das so abschreckend, dass wir uns damit gleich gar nicht beschäftigen wollen, obwohl sie sonst als altrömische Vertreterin des ‚feministischen‘ Kriminalromans durchaus eine gewisse Aufmerksamkeit verdient hätte. Ich weiß natürlich auch (vgl. Fündling [Anm. 7] 85 f.), dass das römische Namenssystem insgesamt schwierig ist und weder in der Antike noch heute in allen Details verstanden wurde und wird. Aber gerade wir, die wir auch Familiennamen kennen, sollten wenigstens die Grundzüge beachten können: ein römischer Familienname steht in der Mitte und geht fast immer auf *-ius* aus. Vor allem aber geht er vom Vater auf die Kinder über; wenn die Töchter des M. *Didius* Falco Julia Junilla Laetiana (!) und Sosia Favonia heißen, ist das einfach absurd und ein völlig unnötiger Fehler.



dürfen einschließlich ihres Bischofs darin eine ausreichende Rolle spielen. Dieser heißt übrigens Sixtus (I.), womit die Geschichte an den Anfang des 2. Jh. datiert ist. Noch im 1. Jh.n.Chr. spielt (in Rom und am Toten Meer) Cay Rademacher, *Das Geheimnis der Essener*, 2003 (unter dem Titel *Mord im Circus Maximus* als Taschenbuch 2005), wobei ein wenig unklar bleibt, worin dieses Geheimnis eigentlich besteht. Auch der eingangs erwähnte Paul Doherty hat jedenfalls mit (wenigstens) zwei Arbeiten die Zahl der antiken Kriminalromane vermehrt; sie spielen unter Konstantin am Beginn des 4. Jh. und weisen als Besonderheit mit Claudia, der Tochter eines einfachen Gastwirts, die aber unter dem Schutz der Kaisermutter Helena steht, als Mitglied der *agentes in rebus* eine weibliche Geheimagentin auf.<sup>38</sup>

Über den immer umfangreicher werdenden und internationalen „Markt“ an antiken Kriminalromanen konnte hier nur ein knapper Überblick geboten werden. In vielen Fällen ist auch die Charakteristik als „Kriminalroman“ unsicher. So ließe sich etwa Thornton Wilder, *The Ides of March* (erstmal erschienen 1948) auch zu diesem Bereich zählen, aber diese Geschichte hat – ähnlich wie der genannte Roman von Arno Schmidt, *Alexander oder Was ist Wahrheit* (1953)<sup>39</sup> – einen ganz anderen Hintergrund (und vor allem Zeitbezug): Es geht um die Möglichkeiten zum politischen Widerstand in einer Diktatur, für die der Faschismus in Italien (und in zweiter Linie das NS-Regime in Deutschland) den Anlass geboten haben. Ich würde diesen Roman daher nicht zu den Kriminalromanen im eigentlichen Sinn und vor allem nicht zur Trivalliteratur rechnen, wo wir Kriminalromane doch üblicherweise (und üblicherweise zu Recht) anzusiedeln geneigt sind. Andererseits weisen etwa auch Robert Harris, *Pompeji* (2004) und Simon Scarrow, *Under the Eagle* (2000, deutsch: *Im Zeichen des Adlers*, 2004) und seine langsam ermüdenden Folgebände mehr oder minder deutliche Anklänge an eine Kriminalhandlung auf. Inzwischen hat Gisbert Haefs mit *Bomilkar*, dem „Polizeichef“ in Karthago am Vorabend des zweiten Punischen Kriegs (zuletzt: *Das Schwert von Karthago*, 2005), einen neuen Detektiv, einen bisher unbekanntes Schauplatz und eine neue Epoche in die antike Kriminalliteratur eingeführt. Schließlich sei noch auf die Kinder- und Jugendliteratur mit kriminalistischen Handlungselementen hingewiesen; die „Gaius-Romane“ von Henry Winterfeld erschienen lange bevor die eigentliche Serie der antiken Kriminalromane einsetzte (*Gaius ist ein Dummkopf*, erstmals 1954).<sup>40</sup>

<sup>38</sup> Es ist bemerkenswert, dass die *agentes in rebus* bis heute im Begriff des Polizei- oder Geheimagenten weiterleben. Sonst sind die genannten Romane von Paul Doherty aber voll von chronologischen und topographischen Fehlern, sodass auch sie für unser Wissen um die damaligen Verhältnisse nur bedingt von Wert sind.

<sup>39</sup> Anm. 5.

<sup>40</sup> M. Rutenfranz, *Caius und die Detektive. Antikenkrimis für Kinder und Jugendliche auf dem Buchmarkt*, in: Brodersen (Anm. 1) 31–46. Es fällt dabei auf, dass gerade in der Kinder- und Jugendliteratur relativ früh Kriminalgeschichten auftauchen: Erich Kästner, *Emil und die Detektive* (1929) ist vermutlich der erste (nicht nur ?) deutschsprachige Kinder-Kriminalroman. Im Mutterland aller Kriminalromane muss in diesem Zusammenhang Enid Blyton, *The Famous Five* (erstmal 1938) erwähnt werden.

## Antike im Internet: Videoclips im Unterricht

Gottfried Siehs

Es gibt im Internet viele Videos, die sich sehr gut in den Unterricht einbauen lassen. Manche Clips findet man auf YouTube: Dazu ruft man die Internetseite [www.youtube.com](http://www.youtube.com) auf und gibt in die Suchzeile z.B. ein:

- Rom Kolosseum (kurze Videos)
- Building Rome Colosseum (technische Details zum Bau von National Geographics)
- Romanes eunt domus (Szene aus "Das Leben des Brian")
- Rom Doku (z.B. die Dokumentation "Weltmacht Rom" von N24)
- Rom Google Earth (Video, das erklärt, wie man in Google Earth 3D-Modelle betrachten kann. Dies erfordert allerdings einen sehr leistungsfähigen Rechner!)
- Pompeji graffiti (das Leben der Gladiatoren ...)
- Caesars Spiel um die Macht (Sendung von Phoenix, aufgeteilt in 5 Sequenzen)
- Neros Wahn (Sendung von Phoenix, aufgeteilt in 5 Sequenzen)



Nun sollte es noch eine einfache Möglichkeit geben, diese Videos auf einem USB-Stick zu speichern, um sie dann im Unterricht ohne allzu großen Aufwand zeigen zu können.

Dazu eignet sich sehr gut Firefox mit dem Add-On "Downloadhelper":

Firefox ist ein Browser, den man von [www.mozilla.com](http://www.mozilla.com) herunterladen kann. Einfach die Datei speichern und dann doppelklicken, dann beginnt die Installation.

Nun muss noch der Downloadhelper hinzugefügt werden: Nach dem Starten von Firefox klickt man dazu auf Extras / Add-ons, dann im Fenster, das sich öffnet, auf "Add-ons suchen"

und gibt in der Suchzeile "Downloadhelper" ein (ohne Anführungszeichen). Nach ein paar Klicks auf "zu Firefox hinzufügen" etc. kann Firefox neu gestartet werden. Neben der Adresszeile ist nun eine Schaltfläche mit drei kleinen Kugeln zu sehen (siehe Abbildung). Wenn ein Video gestartet wird, werden diese färbig (rot, gelb und blau). Ein Klick auf das winzige Dreieck neben (!!!) diesen Kugeln öffnet nun einen Dialog, mit dem man das Video speichern kann, je nach Wunsch auf Festplatte oder auf einen USB-Stick. Zusätzlich hat dies gegenüber dem Abspielen direkt aus dem Internet den Vorteil, dass das Video ruckelfrei läuft (ist also auch für den Privatgebrauch recht praktisch).

Für einen Einsatz im Unterricht ohne allzu großen Aufwand ist es natürlich günstig, wenn man nicht extra Beamer, PC und Leinwand aufbauen muss. Es hat sich sehr bewährt, wenn bei Schulsanierungen in jeder Klasse ein Beamer fest an der Decke montiert und mit einem Klassen-PC fix verbunden ist. An den PC können nun noch Aktivboxen angeschlossen werden, sodass die Videos mit Bild und Ton vorgeführt werden können.

An unserer Schule hat dies den Unterricht sehr positiv beeinflusst, da es nun möglich ist, Videos, Bilder, Tondokumente, von Schülern erstellte Präsentationen und Ähnliches ohne großen Aufwand in den Unterricht einzubauen. Die Anschaffung von DVD-Playern und Diaprojektoren erübrigt sich. Bei Umbauten oder Sanierungen sollte daher unbedingt die Gelegenheit genutzt werden, diese Ausstattung mit einzuplanen. Falls das Geld für Beamer (noch) fehlt, sollte zumindest die Leerverrohrung vorgesehen werden. Der IT-Kustos ist sicher für entsprechende Unterstützung dankbar!

## Vestigia Latina im Raum Landeck\*

### Teil 1

Felix Thöni

(mit einer Vorbemerkung von Herbert Habicher)

#### Vorbemerkung

**F**elix Thöni konfrontierte mich am Ende der 6. Klasse erstmals mit seiner Absicht, im Unterrichtsgegenstand Latein eine Fachbereichsarbeit schreiben zu wollen. Aufgrund seiner schon immer gezeigten Begeisterung für das Fach ermunterte ich ihn, sich selbst ein seiner Interessenslage entsprechendes Sachgebiet dafür auszusuchen. Gegen Ende der 7. Klasse präsentierte er mir das bereits ausformulierte Thema und eine Grobgliederung. Den Ablauf der Themenfindung skizziert Felix selbst im Vorwort seiner Arbeit.

Die Arbeit ist in drei Blöcke – Einleitung, Hauptteil und Schlussbemerkungen – gegliedert. In der Einleitung wird der Leser in knapper Form auf das vorbereitet, was ihn in inhaltlicher und arbeits-technischer Hinsicht im Hauptteil erwartet. Für Ortsunkundige bietet eine Übersichtskarte über die „Fundstellen“ die Möglichkeit, sich lokalgeographisch zu orientieren. Die im Hauptteil vorgestellten „Vestigia Latina“ sind sehr vielfältig und jeweils durch Bilder (größtenteils Eigenaufnahmen) dokumentiert bzw. illustriert: sakrale Inschriften aus Kirchen und Kapellen, Friedhofs- und Gipfelkreuzinschriften, das Logo der Barmherzigen Schwestern in Zams, Urkunden und Kanontafeln aus dem Kloster der Barmherzigen Schwestern in Zams, eine Bauinschrift, die an der südlichen Stadteinfahrt von Landeck angebracht ist, und eine Zeugnisurkunde aus dem Jahr 1842. Im Mittelpunkt steht jeweils die Übersetzung der Texte, wobei sich wörtliche Übersetzungen mit freien Übersetzungen und übernommenen Fremdübersetzungen, bei denen exemplarisch Übersetzungskritik geübt wird, abwechseln. Jeder Text wird zusätzlich sprachlich analysiert und je nach Erfordernis in seinem historischen, religiösen, kunst-, religions- oder sprachgeschichtlichen Kontext „beleuchtet“. Felix scheut auch nicht davor zurück, gängige Lesungen von beschädigten Inschriften in Frage zu stellen und mit Hilfe von digitalen Fotovergleichen neue und sogar plausiblere (!) Lesungsvarianten zu präsentieren. Einige ausgewählte Flurnamen lateinischen Ursprungs, lateinischstämmige Vornamen und „Kuriositäten“ aus dem Raum Landeck runden den Hauptteil ab. In den Schlussbemerkungen, die zum Teil sehr persönlich gehalten sind, spürt man, dass die Erhaltung vom Verfall bedrohter lateinischer Inschriften für Felix mittlerweile zu einer Herzensangelegenheit geworden ist. Wie er in einer Anmerkung berichtet, führte seine schriftliche Intervention beim Bürgermeister der Stadtgemeinde Landeck wegen des „besorgniserregenden Zustandes“ der Marmortafel an der Stadteinfahrt von Landeck sogar dazu, dass dieser versprach, sich bezüglich ihrer Sanierung mit dem Bundesdenkmalamt in Verbindung zu setzen.

Es bleibt zu hoffen, dass Felix seine in monatelanger Arbeit gewonnenen Erkenntnisse – wie angedeutet – nochmals einer intensiven Überprüfung unterziehen und diese später auch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen wird.

Herbert Habicher

\* Anm. d. Latein Forum Redaktion: Bei diesem Beitrag handelt es sich um den ersten Teil einer Fachbereichsarbeit aus Latein. Der zweite Teil folgt in der nächsten Ausgabe LF72. Da Facharbeiten durch die Einführung Vorwissenschaftlicher Arbeiten im Zusammenhang mit der neuen Reifeprüfung auch im Fach Latein eine gewichtigere Rolle spielen werden, planen wir in Zukunft vermehrt solche Arbeiten oder Teile davon abzdrukken. Wir möchten Sie daher dazu animieren, dem Latein Forum Beispiele zur Publikation zur Verfügung zu stellen. Dadurch sollen die häufig sehr interessanten Facharbeiten von SchülerInnen gleichzeitig eine Wertschätzung und einen größeren Kreis von LeserInnen erhalten.



## Vorwort

Auf die Idee, mich mit lateinischen Sprachspuren im Raum Landeck zu befassen, stieß ich durch Zufall. Als mir am Landecker Friedhof vor über einem Jahr ein lateinisches Epigramm an einem Grabstein auffiel, wuchs mein Interesse, nach Inschriften und anderen Spuren der lateinischen Sprache zu suchen. Im Zuge meiner Recherchen entdeckte ich, dass mein gesammeltes Material auf alle Fälle für den Umfang einer Fachbereichsarbeit reichen müsste. Auch sprach für dieses Thema, dass Derartiges für den Raum Landeck noch nicht in einer Publikation zusammengefasst worden war. Meine Arbeit könnte also einen neuartigen Forschungsschwerpunkt in den Vordergrund rücken. Bei der Bearbeitung dieses Themas konnte ich einerseits meine altsprachlichen und historischen Interessen verbinden und andererseits die fotografisch dokumentierten Ergebnisse computertechnisch auswerten.

Ich möchte an dieser Stelle folgenden Personen meinen besonderen Dank aussprechen:

Ich danke Herrn Prof. Mag. Herbert Habicher für seine Aufgeschlossenheit für das Thema und die professionelle Begleitung der Arbeit.

Ich danke Sr. Maria Paula Wille für ihre Führung durch das Kloster der Barmherzigen Schwestern in Zams.

Auch schulde ich meinen Großeltern großen Dank, dass sie die Führung durch das Kloster Zams ermöglichten und mir Zugang zur Margarethenkapelle in Pians verschafften.

Letztendlich danke ich noch den Chronisten Georg Zobl und Josef Walser, die mir Materialien zur Verfügung stellten. Josef Walser schenkte mir sogar eine lateinische Zeugnisurkunde im Original.

Zur Textgestaltung: Lateinische Wörter, Inschriften und Zitate wurden **kursiv** wiedergegeben und mit einem Rahmen hervorgehoben. Die deutschen Übersetzungen wurden durch **einen grauen Hintergrund** markiert.

Landeck, im Jänner 2010

Felix Thöni

## 1. Einleitung

### 1.1. Definitionen

Unter **Vestigia Latina**, „Lateinische Spuren“, verstehe ich alle lateinischen Sprachspuren wie Epigramme, Inschriften, Gebetstafeln, Urkunden, Grabinschriften und „Kuriositäten“. Der „Raum Landeck“ entspricht dem Talkessel von Landeck und Zams einschließlich des östlichen Stanzertales bis zur Trisannabrücke. Es zählen also Orte wie Tobadill, Pians und Grins genauso zum „Arbeitsgebiet“ wie die Orte Landeck und Zams.

### 1.2. Arbeitsweise

Die Recherche begann in der hinten angeführten Literatur. Daraufhin folgten Feldstudien mit der „Kartierung“ der Kirchen, Kapellen und Friedhöfe und der fotografischen Erfassung aller lateinischen Spuren. Zur Herkunft der Texte und Inschriften führte ich anschließend eine umfassende Internetrecherche durch. Auch pflegte ich Kontakte zu Chronisten und zum Kloster Zams, um Informationen über und Zugang zu verschiedenen Inschriften zu bekommen.

Aufgebaut ist die Arbeit folgendermaßen:

Zunächst wird die Lokalisation der Inschriften beschrieben und mit einer Originalaufnahme fotografisch belegt. Die meisten Fotos sind Eigenaufnahmen.

Die Texte werden dann in WORD umgesetzt. Da einige Kircheninschriften wegen ihres hohen Alters und partieller Zerstörung schwer zu identifizieren sind, musste ich oftmals mit moderner Bildbearbeitung versuchen, die unleserlichen Inschriften zu bearbeiten, bis die ursprüngliche Schrift wieder einigermaßen zu entziffern war. Außerdem war es für mich sehr zeitaufwändig, Handschriften auf Urkunden durch den Vergleich mit digitalisierten alten Schriften zu entschlüsseln.

Bei allen Inschriften und Texten gehe ich der Frage nach, woher das Zitat stammt. Beispielsweise werden, sofern vorhanden, Originalstellen aus der Bibel oder von antiken Schriftstellern zitiert. Auf jeden lateinischen Text folgt eine Übersetzung. Manche Texte zeigen sprachliche Auffälligkeiten, wie zum Beispiel eine Schreibweise oder eine grammatikalische Form, die vom klassischen Latein abweicht. Im Laufe der Arbeit weise ich auf einige dieser Auffälligkeiten hin. Auch der geschichtliche Hintergrund wird aufgearbeitet und beschrieben.

### 1.3. Übersichtskarte

Die folgende Karte aus Google Earth zeigt einen fotografischen Überblick über die „Fundstellen“ lateinischer Sprachspuren im Raum Landeck, um die räumliche Orientierung zu erleichtern.



Übersichtskarte: „Fundstellen“ lateinischer Sprachspuren im Raum Landeck

Karte aus: Google Earth, 22.11.09

## 2.1. Lateinische Spuren in Grins

### 2.1.1. Die Pfarrkirche Grins

Die Pfarrkirche Grins (Abb. 1) befindet sich im Ortszentrum in der Gemeinde Grins. Der spätbarocke Bau wurde 1775–1779 errichtet.



Abb. 1: Pfarrkirche Grins aus Richtung Westen aufgenommen

In der Pfarrkirche sind vier lateinische Inschriften zu finden. Die auffälligste befindet sich als Fresko<sup>1</sup> am Dach des Hauptschiffes, am Bogen vor der Apsis (Abb. 2).



Abb. 2: Inschrift am Dach des Hauptschiffes, am Bogen vor der Apsis

Die lateinische Inschrift lautet:

**DIVVS  
NICOLAVS TeM  
pLI TVteLaris<sup>2</sup>  
PaTronVs.**

<sup>1</sup> Auf Fresken wird im Kapitel 2.2. über die Margarethenkapelle genauer eingegangen.

<sup>2</sup> **Tutularis:** „der Schützende“, eine Benennung des Jupiter; seine Altäre wurden an umzäunten Orten errichtet. Dann führte auch Jupiters Sohn Genius von der Cybele diesen Namen, gleichsam als Hüter des menschlichen Geistes. Später wurde diese Bezeichnung auf Kirchenpatrone übertragen. Aus: <http://www.kruenitz1.uni-trier.de/xxx/kt11110.htm>, 25.05.2009.

Die fettgedruckten Buchstaben stellen ein Chronogramm dar und sind daher besonders hervorgehoben. Ein Chronogramm<sup>3</sup> ist meist eine lateinische Inschrift, in der Buchstaben hervorgehoben werden, die gleichzeitig römische Zahlensymbole darstellen. Diese Zahlen geben zusammengezählt die Jahreszahl eines bestimmten Ereignisses an, das mit der Inschrift in Verbindung steht. Wie im vorliegenden Chronogramm werden die Zahlensymbole fast immer „fett“ hervorgehoben. Das Chronogramm lautet hier **MDCLLLVVVVVIII**, was nach entsprechendem Ordnen der Jahreszahl 1779 entspricht. In diesem Jahr wurde die Kirche fertiggestellt. Die Übersetzung der Inschrift lautet: „Heiliger Nikolaus schützender Patron der Kirche.“ Daraus kann man erkennen, dass die Pfarrkirche dem hl. Nikolaus von Myra<sup>4</sup> geweiht ist.

Eine weitere Inschrift befindet sich über der Kanzel (Abb. 3), die auf der rechten Seite des Kirchenschiffes thront.



Abb. 3: Inschrift über der Kanzel auf Holz

Diese lautet: **Prædicare Evangelium Marc. 16,15**. Sie verweist auf das Evangelium nach Markus 16,15: **et dixit eis euntes in mundum universum prædicare evangelium omni creature.**<sup>5</sup> Übersetzt bedeutet dies: „Und er sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt und verkündet das Evangelium jedem Geschöpf.“ Dieser Satz ist eine Version des Missionsbefehls. Katholische Messfeiern enden üblicherweise mit der Sendung durch dieses Bibelzitat.<sup>6</sup>

Links und rechts neben dem Eingang befinden sich an den Kirchenseitenwänden jeweils in 1,5 m Höhe Marmortafeln, die mit lateinischen Sprüchen versehen sind.

<sup>3</sup> Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Chronogramm>, 26.08.2009.

<sup>4</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus\\_von\\_Myra](http://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_von_Myra), 27.08.2009.

<sup>5</sup> Vgl. <http://www.2jesus.de/online-bibel/vulgata-markus-16.html#15>, 30.08.2009.

<sup>6</sup> Vgl. [http://www.christi-verklaerung.de/archiv/predigt/messe\\_16.pdf](http://www.christi-verklaerung.de/archiv/predigt/messe_16.pdf), 30.08.2009.





Abb. 4: Inschrift links neben dem Kircheneingang

Links neben dem Kircheneingang steht (Abb. 4):

Denkmahl  
des Hochwürdigen Herrn  
IOSEPH REHEIS  
Kapellan und Stifter  
des ewigen Lichtes  
in Pians  
1836.

ESTOTE INVICEM BENIGNI,  
MISERICORDES  
DONANTES INVICEM  
EPHES. 5

Der lateinische Teil der Inschrift ist aus dem Brief an die Epheser 4,32 entlehnt:

*estote autem invicem benigni, misericordes, donantes invicem sicut et Deus in Christo donavit vobis.*<sup>7</sup> Übersetzt bedeutet der Satz: „Seid gütig zueinander, seid barmherzig, vergebt einander, so wie auch Gott euch in Christus vergeben hat.“

<sup>7</sup> Vgl. <http://www.sacred-texts.com/bib/vul/eph004.htm#032>, 30.08.2009.

Auf der rechten Seite befindet sich folgende Marmortafel (Abb. 5):

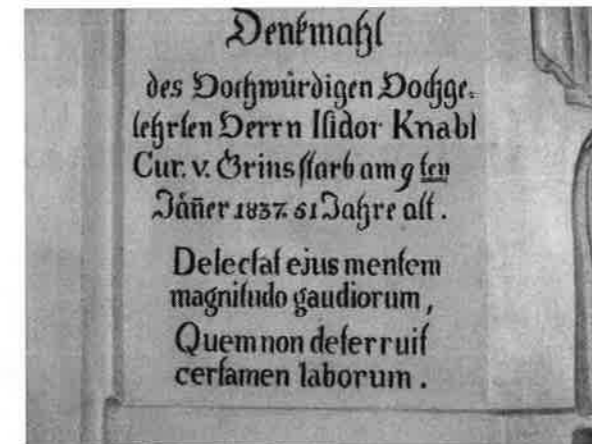


Abb. 5: Inschrift an der rechten Kirchenwand

Die vollständige Inschrift lautet:

Denkmahl  
des Hochwürdigen Hochge-  
lehrten Herrn Isidor Knabl  
Cur. v. Grins starb am 9<sup>ten</sup>  
Jänner 1837. 51 Jahre alt.

*Delectat eius mentem  
magnitudo gaudiorum,  
Quem non deterruit  
certamen laborum.*

Die Übersetzung lautet: „Wen der Kampf mit den Mühen nicht abgeschreckt hat, dessen Herz erfreut die Größe der Freuden (erfreut sich an der Größe der Freuden).“

Dieser Spruch erinnert stark an das Zitat von Don Bosco: *Delectet mentem magnitudo prae-miorum, sed non deterreat certamen laborum*<sup>8</sup>, was soviel heißt wie: „Die Größe der Belohnungen möge das Herz erfreuen, aber sie soll nicht den Kampf mit den Mühen fernhalten (vom Kampf mit den Mühen abhalten).“ Die deutschen Texte bei beiden Tafeln sind als Frakturschriften<sup>9</sup> mit unterschiedlicher Gestaltung der Großbuchstaben ausgeführt, während die lateinischen Texte einmal als Majuskelschrift und einmal als Minuskelschrift in der Antiqua<sup>10</sup>, die sich von der römischen Capitalis ableitet, in den Stein gehauen sind.

<sup>8</sup> Vgl. [http://www.dbosco.net/mb/mbvol3/mbdb\\_vol3\\_472.html](http://www.dbosco.net/mb/mbvol3/mbdb_vol3_472.html), 30.08.2009.

<sup>9</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Fraktur\\_\(Schrift\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Fraktur_(Schrift)), 17.09.2009.

<sup>10</sup> Vgl. <http://paradiselost522.250free.com/frakturfamilia.jpg>, 17.09.2009.

### 2.1.2. Die Florianikapelle

Diese Kapelle (Abb. 6) beim Ostpfeiler der Römerbrücke in Grins wurde 1948 in Erinnerung an den Dorfbrand von 1945 errichtet<sup>11</sup> und nach dem Schutzpatron der Feuerwehren, dem hl. Florian, benannt.



Abb. 6: Die Florianikapelle vom Westpfeiler der Römerbrücke aus

Gleich neben dem Eingang befindet sich eine Holzsäule (Abb. 7) mit der leicht gedrehten, geschnitzten Inschrift *Dominus vobiscum*.



Abb. 7: Die geschnitzte Holzsäule

Der Text stammt aus der Bibel Rut 2,4. Der vollständige Vers lautet: *Et ecce, ipse veniebat de Bethlehem, dixitque messoribus: Dominus vobiscum. Qui responderunt ei: Benedicat tibi Dominus.*<sup>12</sup> In der deutschen Übersetzung heißt das: „Und, sieh da, er selbst kam von Bethlehem und sagte den Schnittern: Der Herr sei mit euch! Und sie antworteten ihm: Der Herr segne dich!“ In der alten lateinischen Messe steht *Dominus vobiscum*, „Der Herr sei mit euch!“, als Grußformel des Priesters an die Gemeinde am Beginn verschiedener Messteile.<sup>13</sup> Als Antwort wird von den Gläubigen die Formel *Et cum spiritu tuo*, „Und mit deinem Geiste“, erwartet. Wenn man die sprachliche Seite der lateinischen Formel *Dominus vobiscum* betrachtet, fällt die Ellipse von *sit* auf.

<sup>11</sup> Vgl. [http://www.aqua-water-hydro.com/city.cfm?gem\\_id=2525](http://www.aqua-water-hydro.com/city.cfm?gem_id=2525), 30.08.2009.

<sup>12</sup> Vgl. Biblia Sacra Vulgata, Editio quinta, Stuttgart 2007.

<sup>13</sup> Vgl. SCHOTT A. (1961): Das vollständige Römische Messbuch lateinisch und deutsch, hrsg. von den Benediktinern der Erzabtei Beuron, Freiburg im Breisgau, Ordo – Missae – Tafel (Beilage). Sie steht u.a. am Beginn von Evangelium, Opfervorbereitung, Opferhandlung und Entlassung.

An der Altarwand der Kapelle befindet sich ein Fresko (Abb. 8), das zur Linken den hl. Florian mit dem Löschwasser zeigt, das er auf brennende Grinner Häuser vergießt. Florian schlägt den zur Rechten fliehenden Feuerteufel in die Flucht. Am rechten Rand des Freskos (Abb. 9) findet man die Signatur des Künstlers *Fezit J. Obleitner 1948*. Die Jahreszahl verweist auf das Baujahr der Kapelle. Übersetzt heißt das soviel wie: „Gemacht bzw. geschaffen hat das J. Obleitner“. Es fällt auf, dass die Schreibweise *fezit* von der klassischen Form *fecit* abweicht. Vermutlich ist dies auf die mangelnden Lateinkenntnisse des Künstlers zurückzuführen.



Abb. 8: Das Fresko



Abb. 9: Die Signatur

### 2.1.3. Die Gempelkapelle

Die ungefähr 150 Jahre alte Gempelkapelle (Abb. 10) liegt am Anfang der Schotterstraße von Grins nach Stanz, etwa 70 m von der Kneipanlage entfernt.



Abb. 10: Die Gempelkapelle

In der Kapelle sind einige Täfelchen (Abb. 11) mit der lateinischen Aufschrift *ex voto*, was soviel heißt wie „aus einem Gelübde heraus“. Diese Votivtafeln aus Holz wurden gemäß einem Versprechen, gewissermaßen *ex voto*, als Zeichen der Dankbarkeit für die Rettung aus bestimmten Notlagen an heiligen Stätten angebracht.<sup>14</sup> Diese Sitte ähnelt dem altrömischen

<sup>14</sup> Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Votivgabe>, 30.08.2009.

Prinzip *do, ut des*, „ich gebe, damit du gibst“.<sup>15</sup> Die Abbildungen haben wohl mit dem jeweiligen Gegenstand des Gelübdes zu tun. Die Schreibweise entspricht nicht immer dem klassischen Latein, wie *ex votto* (Abb. 12) unterstreicht.



Abb. 11: Votivtafeln

Abb. 12: Schreibweise *ex votto*

#### 2.1.4. Die Lärchkapelle

Die 1750 erbaute Lärchkapelle (Abb. 13) liegt am mittelalterlichen Weg von Grins nach Strengen, der mit dem neuzeitlichen Jakobsweg nach Einsiedeln zusammenfällt. Ihre Entstehung geht angeblich auf die Sage vom „Mord beim Lärchbaum“ zurück.<sup>16</sup>



Abb. 13: Die Lärchkapelle

In der mit einem Barockaltar ausgestatteten Kapelle hängen an der rechten Seitenwand neben einem Kruzifix einige hölzerne Votivtafeln<sup>17</sup> (Abb. 14) mit der lateinischen Aufschrift *ex voto*.

<sup>15</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Do\\_ut\\_des](http://de.wikipedia.org/wiki/Do_ut_des), 30.08.2009. Es besteht lediglich ein Unterschied im Denkansatz: Die Römer brachten ihren Göttern Opfer dar, um von diesen eine Gegenleistung zu erhalten, während sich die Katholiken z.B. für erhaltenen Schutz vor Unheil bei Gott bedanken.

<sup>16</sup> Vgl. <http://www.hs-pians.tsn.at/Chronik/Grins/Grins.htm>, 30.08.2009.

<sup>17</sup> Vgl. Abschnitt 2.1.3. über die Gempelkapelle.

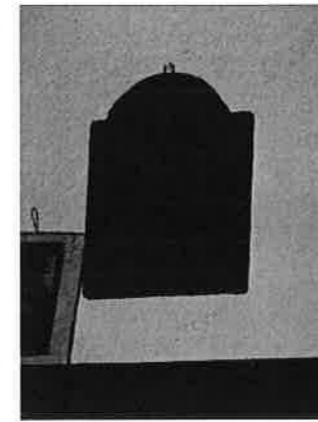


Abb. 14: Votivtafel mit helfender Hand

Zu beiden Seiten des Kruzifixes an der rechten Kapellenwand findet man zwei sogenannte Kanontafeln<sup>18</sup> aus Holz, die üblicherweise an Altären aufgestellt wurden. Diese beiden Tafeln (Abb. 15, 16) sind handgeschrieben und handgemalt und nicht sehr gut erhalten. Sie sind übersät mit Artefakten, die die Textrekonstruktion erschweren. Die linke Tafel enthält den Beginn des Evangeliums nach Johannes in lateinischer Sprache, während die rechte Tafel die lateinischen Worte des Priesters bei Gabenbereitung, Wandlung und Händewaschung präsentiert. Der lateinische Inhalt dieser Tafeln wird noch ausführlich in den Abschnitten 2.5.1.3.1. – 3. behandelt, da die im Kloster der Barmherzigen Schwestern in Zams entdeckten Kanontafeln<sup>19</sup> gleichen Inhaltes, aber wesentlich besser erhalten sind.



Abb. 15: Kanontafel links vom Kruzifix



Abb. 16: Kanontafel rechts vom Kruzifix

#### 2.2.1. Die Margarethenkapelle

Die Magarethenkapelle (Abb. 17) liegt auf dem Weg von Pians nach Grins. Diese gotische Kapelle wurde vermutlich im 14. Jh. erbaut. Der äußerlich schlichte Bau besteht aus einem leicht eingezogenen Altarraum<sup>20</sup>, der sich in Chor und Apsis gliedern lässt, und einem kleinen Hauptschiff, dem Betraum. Die gesamte Kapelle ist mit Holzschindeln gedeckt. Im holzverkleideten Turm hängen zwei aus dem 16. Jh. stammende Glocken. Über dem Seiteneingang, der nordseitig liegt, befindet sich ein Fresko (Abb. 17), das Maria mit dem Jesuskind, die hl. Katharina und die hl. Margaretha darstellt.

<sup>18</sup> Vgl. [http://www.kirchen-lexikon.de/kirchen-lexikon\\_taf?function=list\\_begins&Head\\_de=K&nr=6&UserReference=6F5](http://www.kirchen-lexikon.de/kirchen-lexikon_taf?function=list_begins&Head_de=K&nr=6&UserReference=6F5), 30.08.2009, und <http://de.wikipedia.org/wiki/Kanontafel>, 30.08.2009.

<sup>19</sup> Vgl. Abschnitt 2.5.1.3.

<sup>20</sup> Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Kirchenschiff>, 17.08.2009.



Die Kapelle ist ganzjährig geschlossen und wird nur für Gottesdienste geöffnet. Früher, als freier Zutritt herrschte, wurden die Fresken durch handschriftliche Kritzeleien wie Monogramme, Namen und Jahreszahlen von Besuchern beeinträchtigt. Diese handschriftlichen „Notizen“ sind nach wie vor zu erkennen.



Abb. 17: Die Margarethenkapelle von Norden aus betrachtet mit dem Fresko über dem Seiteneingang

Das Innere der Kapelle ist mit Fresken<sup>21</sup> verziert. Im 18. Jh.<sup>22</sup> wurden die Fresken übermalt, da sie nicht mehr gefielen. In der Barockzeit brach man sogar Fenster und Nischen aus, wodurch weitere Fresken verloren gingen. Erst durch das teilweise Abbröckeln der Kalkkruste wurde die verborgene Malerei wieder sichtbar. In den Jahren 1911 und 1912 konnte die ursprüngliche Freskomalerei freigelegt werden. Die letzten Renovierungs- und Instandsetzungsarbeiten führte man vor ca. 30 Jahren (1978 - 1981) durch.



Abb. 18: Der Blick vom Hauptschiff, dem Betraum, in den Altarraum mit dem sogenannten Triumphbogen als Eintrittspforte

Die Kapelle ist heutzutage das Wahrzeichen des Ortes. Da die hl. Margaretha mit einem Drachen dargestellt wird, befindet sich auf dem Wappen der Gemeinde Pians (Abb. 19) ebenfalls ein solches Fabelwesen.

<sup>21</sup> „Freskomalerei oder Frischmalerei ist eine Form der Wandmalerei, bei der die Farben auf den frischen Putz aufgetragen werden, wobei sie in einer chemischen Reaktion mit dem Putz verkieseln und sich so unlöslich mit dem Untergrund verbinden.“ Aus: <http://de.wikipedia.org/wiki/Fresko>, 07.08.2009.

<sup>22</sup> Die folgenden Daten zur Geschichte der Kapelle wurden entnommen aus: LUNGER W. (1981): Die Fresken des Margarethenkirchleins in Pians. Ihre Restaurierung und Beschreibung, in: Tiroler Heimatblätter 4 (1981), 117–125.



Abb. 19a: aus: [http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Wappen\\_at\\_pians.png](http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Wappen_at_pians.png), 17.08.2009

Wie in der Gotik oftmals üblich wurde der gesamte Chorraum einschließlich der Apsis vom Boden bis zu den Arkaden am Dach mit Fresken (Abb. 18) verziert. Diese enthalten eine recht große Zahl lateinischer Inschriften. Auf der dem Betraum zugewandten Seite des Triumphbogens findet man bereits drei dieser Inschriften. Der Triumphbogen zeigt die Verkündigung Mariens. Auf der linken Seite (Abb. 19) befindet sich Maria vor einem aufgeschlagenen Buch mit den Worten: *Ecce ancilla dñi<sup>23</sup>, fiat mihi secundum verbum t.(uum).* Die deutsche Übersetzung der bekannten Bibelstelle aus Lk 1,38 lautet: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte!“



Abb. 19b: Maria vor dem Buch mit ihrer lateinisch formulierten Antwort

Zur sprachlichen Seite des Bibelzitates ist zu erwähnen, dass die Ellipse, insbesondere von *sum* und anderen Formen von *esse*, ein auch im klassischen Latein beliebtes Stilmittel war.

Rechts (Abb. 20) hält der Verkündigungengel in seiner linken Hand ein Schriftband mit den Worten: *Ave gracia plena, Dominus tecum.* Dieses Zitat stammt aus Lk 1,28: „Gegrüßet seist Du, voll der Gnade, der Herr ist mit Dir.“ Es stellt auch den Beginn eines bekannten Grundgebetes der katholische Kirche, des „Gegrüßet seist du, Maria“ dar. Auffällig ist die Schreibweise *gracia*, die nicht ganz der klassischen Schreibung von *gratia* entspricht; die Freskenschreibweise korreliert aber mit der Aussprache des Lateinischen „t“ als „c“ und

<sup>23</sup> Nach LUNGER W., a.a.O., 119 lautet der Text auf *dei*, jedoch bin ich nach langen digitalen Fotovergleichen der Überzeugung, dass es *dñi* heißen muss. Dies entspräche auch der in Inschriften gebräuchlichen Abkürzung für *domini*.

war vermutlich bei Malern, die des klassischen Latein nicht ganz kundig waren, durchaus nichts Außergewöhnliches. Auffällig ist wiederum die Ellipse von **est**.



Abb. 20: Das Schriftband mit der Rechten des Engels Gabriel, die in Richtung Gottvater zeigt.

Unter dem Verkündigungengel befindet sich eine Darstellung des Papstes Gregor des Großen (Abb. 21), dem während der hl. Messe in Santa Croce Jesus erscheint.<sup>24</sup> Auf dem Schriftband steht **Gregorius papa rogat est iesum xpum quod ostenderet sibi misericordia sua deus ostendit sibi miserias** geschrieben. Diese Inschrift kann man frei als: "Papst Gregor hat Jesus Christus um seiner Barmherzigkeit willen gebeten, dass er sich ihm zeigen möge, und Gott erscheint ihm in seinem Leiden." übersetzen. Das Spruchband entspricht jedoch nicht dem klassischen Latein. Das Prädikat **rogat est** müsste meines Erachtens **rogavit** lauten. Dieser Fehler in der Schreibweise dürfte darauf zurückzuführen sein, dass der Maler vermutlich nicht ganz mit dem klassischen Latein vertraut war. Die Abkürzung **xpum** für **Christum** scheint in der Epigraphik nichts Ungewöhnliches zu sein.<sup>25</sup> Ein weiteres sprachliches Merkmal ist die Verwendung von **quod** anstelle des klassischen **ut** nach **rogare**. Dies ist in mittellateinischen Texten bezeugt.<sup>26</sup> Da **ostendere** keine reflexive Verwendung zulässt, liegt die Annahme nahe, dass **se** elliptisch ausgelassen wurde. Ebenso ist das verbindende **et** weggefallen worden.



Abb. 21: Papst Gregor I. mit dem Schriftband

<sup>24</sup> Vgl. LUNGER W., a.a.O., 119.

<sup>25</sup> Vgl. [http://hal.archives-ouvertes.fr/docs/00/27/52/53/PDF/Christian\\_symbols\\_and\\_characteres\\_2005.pdf](http://hal.archives-ouvertes.fr/docs/00/27/52/53/PDF/Christian_symbols_and_characteres_2005.pdf), 20.08.2009.

<sup>26</sup> STOWASSER J.M., PETSCHENIG M., SKUTSCH F. (2007): Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch, Oldenbourg, 425.

Die Leibung des Triumphbogens ist mit den Bildern der zehn Jungfrauen, die bei Matthäus 25,1 – 13 erwähnt werden, geschmückt. Die oberste der Jungfrauen am rechten Schenkel des Bogens hält ein Spruchband mit der Inschrift **Domine aperi nobis** (Abb. 22), was mit „Herr, öffne uns“ übersetzt wird.



Abb. 22: **Domine aperi nobis**

Bei der dritten Jungfrau (Abb. 23) findet sich die Inschrift **georius**, die in diesem Zusammenhang meines Erachtens keine sinnvolle Übersetzung zulässt.



Abb. 23: Zwei von den törichtchen Jungfrauen

Die Malerei an den Seitenwänden des Altarraums zeigt unter anderem ein breites Band von Arkaden um den ganzen Chor. Aus den Öffnungen der Arkaden schauen Propheten und Lehrer aus dem Alten Testament. Die Namen dieser Figuren befinden sich jeweils über den Arkaden. Unter ihnen sind Schriftbänder, die ihre Eigenschaften beschreiben (Abb. 24–26). Im Süden befindet sich Abian. Dieser wird als **exelsus**, "der Erhabene", beschrieben. Wenn man nun gegen den Uhrzeigersinn die weiteren Abbilder betrachtet, kann man Pag **comnabilis** (deutsche Wiedergabe nicht möglich), Assessor **laudabilis**, der „Lobenswerte“, Echijel **clarissimus**, der „äußerst Berühmte“, Samuel **secundus**, „der zweite“, ein alttestamentlicher Prophet<sup>27</sup>, Pnaner **honorabilis**, „der Ehrwürdige“, Licine, dessen Eigenschaft leider nicht mehr identifizierbar ist, Vian **amirabilis**<sup>28</sup>, „der Wunderbare“, Benian **victor**, „der Sieger“,

<sup>27</sup> [http://de.wikipedia.org/wiki/Samuel\\_\(Prophet\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Samuel_(Prophet)), 21.08.2009.

<sup>28</sup> Die vollständige Form müsste eigentlich **admirabilis** lauten.

Acheij **viator**, „der Wanderer“, Emiasip **placabilis**, „der Versöhnliche“, Jonachid **placidus**, „der Sanftmütige“ erkennen. Die weiteren Namen sind leider verloren gegangen, jedoch findet man noch Beinamen wie **pacifficus**, „Friedensstifter“, **custos**, „der Hüter“ und **prudens**, „der Umsichtige“. **Pacificus** wird klassisch nur mit einem „f“ geschrieben. Über diesen Lehrern und Propheten befinden sich Fresken, die die zwölf Apostel darstellen. Alle sind mit Schriftbändern versehen, die ihren Namen und einen Glaubenssatz in deutscher Sprache enthalten.



Abb. 24: Lehrer und Propheten aus dem Alten Testament (AT)



Abb. 25: Weitere Lehrer und Propheten aus dem AT



Abb. 26: Abian **exelsus**

Die Inschrift **exelsus** müsste nach klassischem Latein **excelsus** geschrieben werden. Einerseits besaß der Freskenmaler vermutlich mangelnde Kenntnisse des klassischen Lateins, andererseits war es auch in der Antike durchaus üblich, die Buchstaben „c“ und „s“ nach der Vorsilbe „ex“ im Zuge einer Assimilation wegzulassen.

Im Gewölbe sind Engelchöre mit einem Spruchband (Abb. 27) zu sehen. Auf diesem steht **diem festum celebrantes**<sup>29</sup>, also „die den Festtag Feiern“, geschrieben.



Abb. 27: Engelchöre mit Spruchband

Im Norden, zwischen den Rippen des Gewölbes, ist eine bekleidete Menschengestalt mit Adlerkopf und Flügeln (Abb. 28) zu sehen, welche den Evangelisten Johannes symbolisiert. Vor der Figur liegt das Evangelienbuch. Die Gestalt ist außerdem mit einem Schriftband mit den Worten: **Johannes, in principio erat**, „Am Anfang war“, bestückt. So beginnt auch das Johannesevangelium. Im Gegenbild ist die Geburt Christi dargestellt. Maria betet vor dem aufgeschlagenen Johannesevangelium (Abb. 28): **in principio erat verbum et verbum erat apud**<sup>30</sup>, „Am Anfang war das Wort und das Wort war bei“, und dahinter sitzt das Jesuskind in einem Korb. Im klassischen Latein wird **principio** mit nur einem „p“ geschrieben. Des Weiteren würde der bloße Ablativ **principio** ohne zusätzliche Präposition **in** für die Bedeutung „am Anfang“ genügen.

Die Inschrift **natura XPI**<sup>31</sup>, „Geburt Christi“ (Abb. 28) erklärt, was hier dargestellt ist.



Abb. 28: Johannes und das Jesuskind mit den Spruchbändern, Maria mit dem Johannesevangelium

<sup>29</sup> Im Gegensatz zu LUNGER W., a.a.O., 121 bin ich nach zahlreichen digitalen Fotovergleichen der Überzeugung, dass die LUNGER'sche Version **diem ...ntur celebrantes** nicht richtig sein kann.

<sup>30</sup> Im klassischen Latein findet man die Schreibweise **apud**.

<sup>31</sup> Vgl. <http://www.phil-gesch.uni-hamburg.de/edition/Palaeographie/41abkuerzungen.html>, 22. 08. 2009. XPS entspricht den griechischen Buchstaben chi-rho-sigma, den Initialen von Christus. Durch Veränderung des letzten Buchstabens kann die Abkürzung in verschiedenen Fällen dargestellt werden, also XPI für *Christi*.



Daneben befindet sich ein Gewölbezwickelfeld, das den Evangelisten Matthäus (keine Abb.) zeigt. Dieser kniet vor einem Betpult. Die Inschrift lautet: *S. matheus liber generacionis jesu XPI vili davit fili abraham*. In deutscher Übersetzung lautet der Text: „Hl. Matthäus: Buch über den Stammbaum Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams.“ So beginnt das Evangelium nach Matthäus.<sup>32</sup> Bei *generacionis* müsste die klassische Schreibweise *generationis*, also „t“ anstelle von „c“, lauten. Die Schreibungen *vili* und *fili* anstelle des Genetivs *fili* zeigen ebenfalls mangelnde Lateinkenntnisse des Malers.

Das Gegenbild (Abb. 29) stellt den hl. Augustinus, einen spätantiken Kirchenlehrer und Bischof, dar. Sein Schriftband lautet: *S. Augustinus liber generacionis Jesu XPI*. „Hl. Augustinus: Buch des Stammbaums Jesu Christi.“ Es handelt sich wiederum um die Einleitungsworte des Matthäusevangeliums. Auch hier ist die Unschärfe in der Schreibweise *generacionis* anstelle von *generationis* zu finden. Daneben ist Christus am Kreuz (Abb. 29) mit dem Spruchband *passio D(omi)ni Jesu XPI*, also „Leiden des Herrn Jesus Christus“, zu sehen.



Abb. 29: Kirchenlehrer und Bischof Augustinus und Jesus am Kreuz mit einem Spruchband

Die Gewölbezwickelfelder über dem ursprünglichen Chorfenster, das sich unmittelbar hinter dem Altar befindet (keine Abb.), zeigen musizierende Engel mit Spruchbändern: *Gloria in excelsis deo et in terra pax hominibus*. Es handelt sich um ein Originalzitat aus Lk 2,14: *Gloria in excelsis deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis*. Die Übersetzung lautet: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind.“ Sprachlich auffällig ist die Ellipse des Konjunktivs *sit*. Der Zwickel nördlich des Fensters ist dem hl. Ambrosius, dem Kirchenlehrer und Bischof von Mailand, gewidmet. Das Schriftband (Abb. 30) zeigt die Inschrift: *Ambrosius: fuit in diebus erodis regis*. Dieses Bibelzitat entspricht den ersten Worten aus Lk 1,5: *Fuit in diebus Herodis regis Iudaeae sacerdos quidam nomine Zacharias*. „Es lebte in den Tagen des Königs Herodes ein Priester namens Zacharias.“ Daneben sieht man die Auferstehung Christi (Abb. 30), die mit den Worten *resureccio XPI*, „Auferstehung Christi“, beschrieben wird. Die Schreibweise *resureccio* weicht von der klassischen Form *resurrectio* relativ stark ab.

<sup>32</sup> Vgl. <http://12koerbe.de/euangeleion/mtth-01.htm#1:1>, 04.09.2009.



Abb. 30: Ambrosius und die Auferstehung Christi

Das Gegenbild stellt den Evangelisten Markus (keine Abb.) dar. Dieser wurde hier mit Löwenmähne und Pranken dargestellt. Das Schriftband, das bei ihm zu sehen ist, enthält analog zur Inschrift bei Ambrosius die Aufschrift: *marcus, fuit in diebus erodis*.

### 2.3. Die Pfarrkirche Tobadill

Die Pfarrkirche Tobadill (Abb. 31) wurde von 1735–1737 erbaut und ist von weitem sichtbar.



Abb. 31: Die Südseite der Pfarrkirche Tobadill mit Blick in Richtung Norden



Abb. 32: Blick vom Hauptschiff in Richtung Chorbogen und Altarraum

Über dem Chorbogen (Abb. 33) als Fresko und an der Spitze des Barockaltars (Abb. 34) auf Holz findet man lateinische Inschriften.



Abb. 33: Inschrift auf dem Chorbogen in Richtung Hauptschiff

Die Inschrift *Jubilate Deo omnis terra: servite Domino in laetitia* ist dem Psalm 100<sup>33</sup> entlehnt, der folgendermaßen lautet: *Jubilate Domino omnis terra servite Domino in laetitia introite in conspectu eius in exultatione.* Die deutsche Übersetzung sagt: „Jauchzt vor dem Herrn, alle Länder der Erde! Dient dem Herrn mit Freude! Kommt vor sein Antlitz mit Jubel!“<sup>34</sup> Dieser Psalm wurde auch in dem bekannten „Jubilate Deo“ von Mozart<sup>35</sup> vertont. Bereits 100 Jahre vor Mozart hat der bekannte Kirchenmusiker Heinrich Schütz<sup>36</sup> eine Vertonung<sup>37</sup> komponiert. Bei der sprachlichen Analyse muss man feststellen, dass der Buchstabe „J“ in christlichen Texten im klassischen Latein durch ein „I“ zu ersetzen wäre.

Die Verwendung des kollektiven Singulars *omnis terra* ist zwar im klassischen Latein durchaus üblich<sup>38</sup>, dürfte jedoch im Zusammenhang mit *terra* wohl eher ein Spezifikum der christlich-lateinischen Literatur sein.

An der Spitze des Barockaltars (Abb. 34) findet man die Inschrift *ALTARE PRIVILEGIATUM* mit der Jahreszahl 1846.

<sup>33</sup> Nach der Zählung in der Vulgata (lateinische Fassung) handelt es sich um Psalm 99.

<sup>34</sup> Übersetzung aus: Die Bibel, Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, Gesamtausgabe, Wien 1986, 665.

<sup>35</sup> Eine Kostprobe kann unter [www.youtube.com/watch?v=oOIGsHs7Flw](http://www.youtube.com/watch?v=oOIGsHs7Flw), 30.08.2009, abgerufen werden.

<sup>36</sup> Vgl. <http://www.karadar.com/worterbuch/schutz.html>, 30.08.2009.

<sup>37</sup> Diese kann man jederzeit im www unter [http://www.klassika.info/Komponisten/Schutz/GeistlichesWerk/SWV\\_262/index.html](http://www.klassika.info/Komponisten/Schutz/GeistlichesWerk/SWV_262/index.html), 30.08.2009, bestellen.

<sup>38</sup> RUBENBAUER H., HOFMANN J.B. (1975): Lateinische Grammatik, neubearbeitet von R. Heine, München, 218f.



Abb. 34: Die Spitze des Hauptaltars

Die deutsche Übersetzung heißt soviel wie „privilegierter Altar“. Darunter verstand man früher<sup>39</sup> Altäre, denen das Privileg zuteil wurde, dass an bestimmten Tagen den in der jeweiligen Messe gedachten Verstorbenen ein vollkommener Ablass zuteil wurde. Die Jahreszahl weist darauf hin, dass im Jahr 1846 der Hochaltar renoviert und die Seitenaltäre errichtet wurden.<sup>40</sup>

Die prunkvoll gestaltete Kanzel (Abb. 35) zeigt am Kanzelkorb bemalte Medaillons mit den vier Evangelisten. Bei Johannes (Abb. 36) findet sich eine Inschrift auf einer Schriftrolle, die er in der Rechten hält und mit der Linken entrollt. Sie lautet: *Deus charitas est, et qui manet etc.* Darunter steht *[Ioan. C 4/16b]* als Hinweis darauf, dass das obige Zitat aus dem 1. Johannesbrief 4,16b stammt. Das vollständige Zitat lautet: *Deus caritas est, et qui manet in caritate, in Deo manet, et Deus in eo manet.* Auf Deutsch heißt das: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm.“ Sprachlich ist die Schreibung *charitas* anstelle des klassischen *caritas* auffällig.<sup>41</sup>

*Deus caritas est* ist auch der Titel der ersten Enzyklika des derzeitigen Papstes Benedikt XVI. vom 25. 12. 2005.<sup>42</sup> Es existiert auch eine Vertonung mit diesem Titel, die aus Anlass des Besuchs von Papst Benedikt XVI. am 12. 09. 2006 in Regensburg uraufgeführt wurde.<sup>43</sup>



Abb. 35: Die Kanzel mit den Medaillons

Abb. 36: Johannes mit der Schriftrolle

<sup>39</sup> Im neuen Kirchenrecht existiert der Begriff *Altare privilegiatum* nicht mehr. Vgl. dazu: [http://de.wikipedia.org/wiki/Privilegierter\\_Altar](http://de.wikipedia.org/wiki/Privilegierter_Altar), 30.08.2009.

<sup>40</sup> Vgl. Kleiner Kirchenführer Pfarramt Tobadill, in: Sonderdrucke aus „Kirchen, Klöster, Pilgerwege in Tirol und angrenzenden Gebieten“, ohne Ort, ohne Jahr, 3f.

<sup>41</sup> Vgl. STOWASSER J.M. (2007), a.a.O., XXXI.

<sup>42</sup> Vgl. [www.vatican.va/hf\\_ben-xvi\\_enc\\_20051225\\_deus-caritas-est\\_ge.html](http://www.vatican.va/hf_ben-xvi_enc_20051225_deus-caritas-est_ge.html), 31.08.2009.

<sup>43</sup> Vgl. <http://bcv-shop.de/detail/florian-karl/46095-deus-caritas-est.aspx>, 31.08.2009.

## 2.4. Lateinische Spuren in Landeck

In der Stadtgemeinde Landeck kann man eine Reihe von lateinischen Sprachspuren finden. Ich habe mich auf jene beschränkt, die für mich zugänglich waren. Weggelassen habe ich, abgesehen von einer Ausnahme, die Artikelnamen von Konsumgütern, die auf das Lateinische zurückgehen und in vielen Geschäften zu finden sind. Ich habe also Firmenbezeichnungen wie *Nivea*, *Oral-B* oder *Terra*, ebenso wie allen pharmazeutischen Produktnamen aus den drei Apotheken im Raum Landeck auf Grund der Fülle<sup>44</sup> des verfügbaren Materials keine Beachtung schenken können.

### 2.4.1. Stadteinfahrt von Landeck

An der Malserstraße von Landeck ins Obere Gericht, ungefähr 50 Meter von der Gerberbrücke in Richtung Süden an einer Felswand unterhalb des Schlosses Landeck befindet sich eine marmorne Gedenktafel (Abb. 37) mit einer langen lateinischen Inschrift.



Abb. 37: Inschrift auf einer Marmortafel an der Felswand unterhalb des Schlosses Landeck

Über der Inschrift kann man ein Wappen erkennen. Dieses zeigt den Doppeladler mit Krone und Kreuz als christliches Symbol des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Der Adler hält Schwert und Zepter als Herrschaftsinsignien in seinen Krallen. Gewissermaßen im Herzen des Doppeladlers ist der Adler der Gefürsteten Grafschaft Tirol<sup>45</sup> abgebildet. Dieses Wappen weist also bereits auf die damaligen (1772) Herrschaftsverhältnisse in Tirol und Österreich hin. Leider ist die über zwei Jahrhunderte alte Marmortafel in einem bedauernswerten Zustand, der sich in den letzten 15 Jahren rapid verschlechtert hat.<sup>46</sup>

Die Inschrift, die in der *Capitalis Monumentalis*<sup>47</sup> geschrieben ist, enthält folgenden Text:

<sup>44</sup> Dies wäre eine eigenständige Fachbereichsarbeit wert.

<sup>45</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_der\\_Wappen\\_in\\_%C3%96sterreich](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Wappen_in_%C3%96sterreich), 28.08.2009.

<sup>46</sup> Vgl. ZOBL G. (2007): Ein vergessenes Denkmal in Landeck, unveröffentlichtes Skriptum, 3.

<sup>47</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Capitalis\\_Monumentalis](http://de.wikipedia.org/wiki/Capitalis_Monumentalis), 28.08.2009.

VETERI VIA AQVARVM IRRVPTIONE  
 ANNO MDCCLXXII EVERSA  
 PONTIBVS VII DISJECTIS  
 HAEC NOVA ET BREVIOR ITINERANTIVM COMODO  
 EXCISSIS RVPIBUS APERTA  
 PEDVM MDCCCLXXII SPATIO  
 IMPENSIS FERRI CENTVPONDIIS<sup>48</sup> CCCXXXVII  
 PULVERIS PYRII<sup>49</sup> PONDO CLII  
 OPERIS DIVRNI CC PER BIELVAT  
 PERFECTA  
 AVSPICIIS M. THERESIAE AVG. P. F.<sup>50</sup>  
 CVRA IOS. A. LAICHARDING<sup>51</sup> PATRIT. TYR.<sup>52</sup>  
 SVPR.<sup>53</sup> CVRIAE A CONSILIIIS  
 OPERA EDMVNDI HIRN VIARVM PRAEF.<sup>54</sup>  
 ANNO MDCCLXXVI  
 RES PRINCIPIS ET PROVINCIAE SIMVL MODERANTE  
 PRAESIDE IO. GOTOFR. COMITE AB HEISTER<sup>55</sup>

In deutscher Übersetzung lautet dieser Text:

„Nachdem der alte Weg durch den Einbruch von Wassermassen im Jahre 1772 zerstört und sieben Brücken weggerissen worden waren, wurde dieser neue und kürzere Weg für die Bequemlichkeit der Reisenden durch Wegsprengen von Felsen aufgemacht (erschlossen) auf einer Strecke von 1872 Fuß und mit einem Aufwand von 337 Zentnern Eisen und 152 Pfund Schießpulver in 200 Tagschichten, während eines Zeitraumes von zwei Jahren fertig gestellt, unter der Herrschaft der allergnädigsten Kaiserin Maria Theresia, unter der Oberaufsicht von Joseph Andreas Laicharding, dem Herrn und Landmann von Tirol, dem Rat der höchsten Behörde, unter der Bauleitung von Edmund Hirn, im Jahr 1776, wobei die Belange der Landesfürstin und zugleich die der Provinz aufeinander abstimme der Gubernator und Landeshauptmann Johann Gottfried Graf von Heister.“

<sup>48</sup> *CENTVPONDIIS* setzt sich zusammen aus *centum* und *pondiis*, das seinerseits von *pondus*, *-eris* stammen muss. Die Form *pondiis* ist wohl eine klassisch nicht bezeugte Mischform zwischen *ponderibus* und *pondis*, das von *pondus*, *-i* (vgl. STOWASSER J.M. [2007], a.a.O., 388) stammen könnte.

<sup>49</sup> *PULVERIS PYRII* kommt wohl von *pulvis pyrius*, das am besten mit „Feuerpulver, Schießpulver“ wiedergegeben werden kann. *Pyrius*, das in den üblichen Lexika (vgl. Literaturverzeichnis) nicht zu finden ist, stammt aus dem Griechischen.

<sup>50</sup> *M. THERESIAE AVG. P. F.* steht für *MARIAE THERESIAE AUGUSTAE PIAE FELICIS* (vgl. STOWASSER J.M. [2007], a.a.O., 573.).

<sup>51</sup> Der vollständige Name lautet: Josef Andreas Laicharding.

<sup>52</sup> *Patrit. Tyr.* steht sehr wahrscheinlich für *Patricii Tyrolensis*, also „des Tiroler Herrn und Landmanns“.

<sup>53</sup> *SUPR.* steht für *SUPREMAE*.

<sup>54</sup> *PRAEF.* steht in diesem Zusammenhang für *PRAEFECTI*.

<sup>55</sup> Der vollständige Name lautet also Johann Gottfried von Heister. Vgl. OBERPRANTACHER H. (1982): Johann Gottfried Graf von Heister: Versuch einer Charakterisierung seiner Regierungstätigkeit als Gouverneur (1772–1786) und Landeshauptmann (1774–1786) von Tirol, Innsbruck (Dissertation, Universität Innsbruck).



Die ursprüngliche Straße zum Reschenpass verlief bis zum Jahre 1776 auf der orographisch linken Seite des Inns. Jedoch gab es öfters Überschwemmungen, die die Straße und das gesamte linke Flussufer zerstörten. Da der wichtige Verkehrsweg zum Reschenpass ständig gefährdet war, wurde nach einer großen Überflutung 1772 mit dem Bau einer neuen Straße auf der gegenüberliegenden rechten Seite begonnen. Das Marmordenkmal dient als Erinnerung an die technische Leistung, die beim Bau der Straße durch Sprengungen vollbracht wurde. Der Rat der höchsten Behörde, der sogenannte Gubernialrat<sup>56</sup>, und zugleich Straßenbaumeister zu dieser Zeit war Joseph Andreas Laicharding. Bauleiter war der im Text erwähnte Edmund Hirn, der als Weginspektor im Oberinntal fungierte.<sup>57</sup>

Typisch für diesen epigraphischen Text ist die mannigfache Verwendung des Ablativus absolutus, der es erlaubt viel Information in wenigen Wörtern unterzubringen: VIA.....EVERSA, PONTIBUS..DISJECTIS, EXCISSIS RUPIBUS. Sprachlich auffällig ist bei der Form DISJECTIS die Verwendung von „J“ anstelle des klassischen „I“, was speziell im deutschen Sprachraum üblich wurde, da die deutsche Sprache je nach Aussprache zwischen den Buchstaben „I“ als auch „J“ unterscheidet. Im klassischen Latein gibt es lediglich den Buchstaben „I“, der beide Aussprachen rechtfertigt.

#### 2.4.2. Friedhofsinschriften, Gipfelkreuzinschriften

Besonders in Friedhöfen kann man heutzutage lateinische Spuren entdecken. Viele Grabsteine enthalten lateinische Sprüche oder Abkürzungen. Die folgenden Bilder zeigen Grabinschriften aus dem Friedhof in Landeck- Angedair. Sie sind entweder in Metall graviert, aus Metall modelliert, auf Metall gemalt oder in Marmor gehauen.



Abb. 38–41: Grabinschriften auf dem Friedhof Landeck

Die am häufigsten zu findende Inschrift lautet INRI. Dies steht für: „*Jesus Nazareus Rex Iudaeorum*“, was übersetzt „Jesus von Nazareth, König der Juden“ bedeutet. Um den Rechtsgrund für die Kreuzigung anzugeben<sup>58</sup>, ließ Pontius Pilatus über dem Kreuz eine Tafel

<sup>56</sup> Vgl. [www.ferdinandeum.at/cms\\_files/documents/ferdinandea\\_5.pdf](http://www.ferdinandeum.at/cms_files/documents/ferdinandea_5.pdf), 28.08.2009.

<sup>57</sup> Vgl. ZOB G., a.a.O., 2.

<sup>58</sup> Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/INRI>, 31.08.2009.

mit eben dieser Aufschrift anbringen. Seit dem 4. Jh. ist die Abkürzung ein wichtiger Bestandteil der christlichen Kreuzdarstellung und ist bis heute auf einem Großteil der Kreuze zu finden.<sup>59</sup>

Das Christogramm<sup>60</sup> IHS bzw. IHS ist auch sehr verbreitet. Einerseits steht IHS als griechische Kurzform für das Wort „Jesus“, das mit den Buchstaben I für das griechische Iota, H für Eta und S für Sigma beginnt. Andererseits wird es auch lateinisch als Abkürzung für Iesus Hominum Salvator, was auf Deutsch „Jesus, Erlöser der Menschen“ heißt, angesehen. Anhänger des Jesuitenordens drücken mit IHS auch den Satz Iesum Habemus Socium aus. Dies bedeutet: „Wir haben Jesus als Gefährten.“<sup>61</sup>

Auch die Inschrift RIP ist sehr bekannt. Diese wird heute oft als Abkürzung für den englischen Satz „rest in peace“ angesehen. Ursprünglich stammt RIP aus dem Lateinischen und bedeutet requiescat in pace, kann aber auch für die Pluralform requiescant in pace stehen. Die Übersetzung stimmt mit der des englischen Spruches überein und lautet: „Er/Sie möge/n in Frieden ruhen.“ Der Spruch ist vermutlich auf die Bibelstelle Psalm 4, 9 in pace in idipsum dormiam et requiescam zurückzuführen<sup>62</sup>, was soviel heißt wie: „Ich werde ganz in Frieden ruhen und schlafen.“

Eine weniger bekannte, jedoch oftmals an Grabsteinen zu findende Inschrift lautet: non morietur memoria. Dies kann als „Die Erinnerung wird nicht sterben“ übersetzt werden.

Die Inschriften IHS (Abb. 42) und INRI sind auch auf Gipfelkreuzen im Raum Landeck zu finden.



Abb. 42: Gipfelkreuz im Raum Landeck (Frommes Kreuz)

<sup>59</sup> Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/INRI>, 31.08.2009.

<sup>60</sup> Ein Christogramm oder auch Christusmonogramm ist eine Darstellung des Namens „Jesus Christus“. Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Christusmonogramm>, 31.08.2009.

<sup>61</sup> Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/IHS>, 31.08.2009.

<sup>62</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Ruhe\\_in\\_Frieden](http://de.wikipedia.org/wiki/Ruhe_in_Frieden), 31.08.2009, sowie [http://en.wikipedia.org/wiki/Requiescat\\_in\\_pace](http://en.wikipedia.org/wiki/Requiescat_in_pace), 31.08.2009.

2.4.3. Zeugnisurkunde<sup>63</sup>

Von Josef Walser, einem Chronisten aus Landeck, erhielt ich eine aus dem 19. Jh. stammende Zeugnisurkunde (Abb. 43) auf Pergamentpapier:

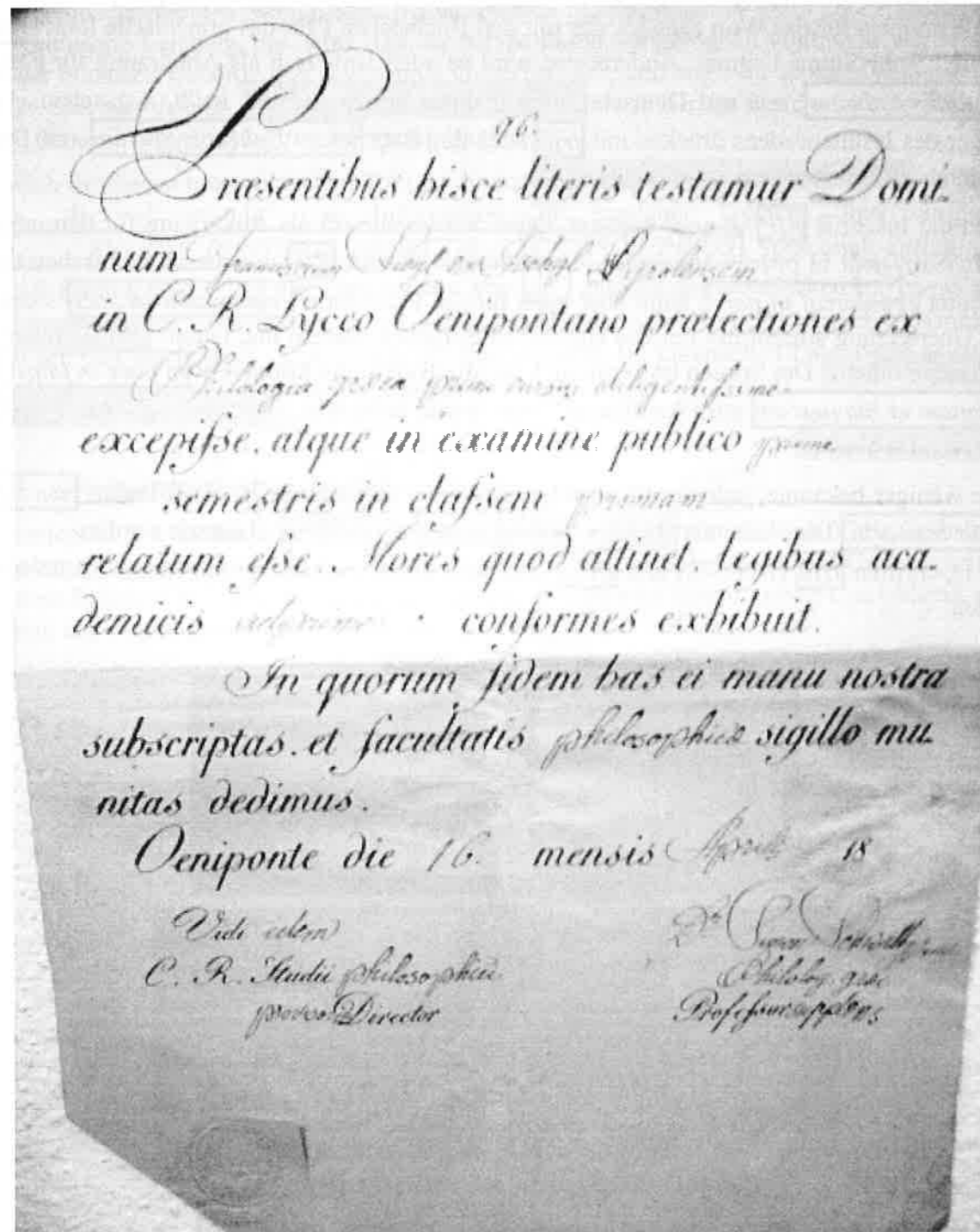


Abb. 43: Die Zeugnisurkunde aus dem Jahre 1842

<sup>63</sup> Die Urkunde ist jetzt in meinem Privatbesitz. Laut Auskunft des Chronisten J. Walser lautete die ursprüngliche Jahreszahl, die im Original leider verwischt ist, 1842.

Der Text lautet:

*Præsentibus hisce literis testamur Dominum Franciscum Siegl ex Ischgl in C.R. Tyrolensem Lyceo Oenipontano prælectiones ex Philologia graeca primi cursus diligentissime excepisse, atque in examine publico primi semestris in classem primam relatum esse. Mores quod attinet, legibus academicis adprime conformes exhibuit. In quorum fidem has ei manu nostra subscriptas et facultatis philosophico sigillo munitas dedimus. Oeniponte die 16. mensis Aprilis 18..*

*Vidi idem C.R. Studii philosophici*

*Dr. Simon Schwabl*

*provisorius Director*

*Philolog. Graec.*

*Sigil. Facult. Phil. Oeniponti*

*Professor supplens*

Die deutsche Übersetzung:

Durch das vorliegende Schreiben bestätigen wir dem Herrn Franz Siegl, dem Tiroler aus Ischgl, dass er auf dem C.R. Lyceum<sup>64</sup> in Innsbruck die Vorbereitungslektionen aus der Griechischen Philologie des ersten Kurses sehr sorgfältig in sich aufgenommen und bei der öffentlichen Prüfung für das 1. Semester gut bestanden hat und in die erste Klasse aufgenommen wurde.

Was sein Benehmen betrifft, hat er gezeigt, dass er den akademischen Gesetzen vollkommen entspricht.

Im Glauben und Vertrauen darauf haben wir das Schreiben eigenhändig unterschrieben und mit dem Siegel der philosophischen Fakultät versehen und ausgehändigt.

Innsbruck, am 16. April 18

Dasselbe überprüft:

provis. Direktor des philosoph. Studiums

Dr. Simon Schwabl (?)

(Siegel der philosoph. Fak. Innsbruck)

Vertretungsprof. der griech. Philologie

Es handelt sich hier folglich um das Zeugnis des Herrn Franz Siegl, der den Vorbereitungskurs in der griechischen Philologie im ersten Semester bestanden hat und damit in die erste Klasse aufgenommen wurde. Links unten befindet sich das damalige Siegel der philosophischen Fakultät. Interessant ist, dass im 19. Jh. auch das Benehmen von Studierenden für die Aufnahme an eine Universität wichtig war.

<sup>64</sup> Die Universität Innsbruck war um 1842 ein Lyzeum, das den Zentraluniversitäten in Wien und Prag untergeordnet war. Vgl. <http://www.uibk.ac.at/universitaet/geschichte/zeittafeln.html>, 05.09.2009.

#### 2.4.4. Kuriositäten

Bei der Suche nach lateinischen Spuren im Raum Landeck kann man auch verschiedene Kuriositäten entdecken. Die folgenden Bilder zeigen zwei in Landeck anzutreffende Auto-kennzeichen (Abb. 44, 45):

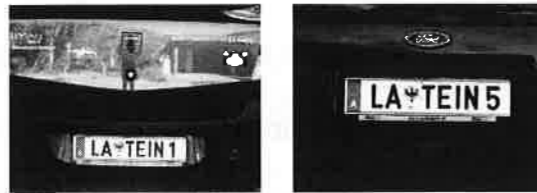


Abb. 44, 45: Autokennzeichen von Lateinliebhabern aus Landeck

Auch kann man auf manchen Autos lateinische Aufschriften (Abb. 46) erkennen.



Abb. 46: Auto mit der Werbeaufschrift *Carpe diem*

*Carpe Diem* ist eine sehr bekannte lateinische Redewendung, die mit „Nutze den Tag“ wiedergegeben werden kann. *Carpe Diem* findet seinen Ursprung in der Ode *carmen 1,11* von Horaz<sup>65</sup>, einem der bedeutendsten Dichter der „Augusteischen Zeit“. Das Originalzitat aus *carmen 1,11*, Vers 8 lautet: *carpe diem, quam minimum credula postero*. Dies kann man als „Nutze den Tag, und vertraue so wenig wie möglich auf den nächsten!“ übersetzen. Warum dieses Zitat als Aufschrift auf einem Fahrzeug zu finden ist, hat wohl damit zu tun, dass man in den Getränkeabteilen von Supermärkten seit kurzer Zeit Getränke mit dem Namenszug *Carpe Diem* (Abb. 47) finden kann. Eine österreichische Getränkefirma aus Salzburg benannte sich nach dem Spruch und verkauft ihre *Carpe Diem* Getränke weltweit.<sup>66</sup> Wenn man die vertonte Webseite der Firma<sup>67</sup> besucht, wird man entdecken, dass es den Vertriebsmanagern vermutlich nie um den Horaz'schen Originaltext gegangen ist, da die Betonung des Versabschnittes nicht dem Originalversmaß<sup>68</sup> *cárpe diém* entspricht.

Abb. 47: Aufnahme aus dem Regal eines Lebensmittelhändlers in Landeck



<sup>65</sup> Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Horaz>, 02.09.2009.

<sup>66</sup> Vgl. [http://www.carpediem.com/de\\_at/impressum/](http://www.carpediem.com/de_at/impressum/), 02.09.2009.

<sup>67</sup> Vgl. [http://www.carpediem.com/de\\_at/home.php](http://www.carpediem.com/de_at/home.php), 02.09.2009.

<sup>68</sup> Großes asklepiadeisches Versmaß.

### Tortur, Tod und Tränen.

#### Die literarische Inszenierung senatorischer Angst im frühen Prinzipat

Anmerkungen zu und Wissenswertes aus:

Dirk Rohmann: Gewalt und politischer Wandel im 1. Jahrhundert n. Chr.\*

reinhard senfter

...Ach, ein Verbrechen wie dies,  
Beispiellos bleibt es, der Nachwelt ein Rätsel für alle Zeiten.  
Die Eingeweide, noch warm aus der Brust gezerrt, zucken.  
Noch pulst das Blut in den Adern, das nackte Herz schlägt!  
Da reißt er schon aus das Gedärm, trennt auf das Gewebe,  
Ein Buch der Orakel, und liest im Geäder der Innereien.  
Endlich, die Zeichen stehn günstig, kocht er in bester Laune  
Ein Festmahl dem Bruder: hakt selbst das Fleisch klein.  
Die Leichen zerlegt er, löst Schultern vom Rumpf und Arme,  
Entfernt die Gelenke, das Vieh, die Sehnen und Knochen.  
Nur die Köpfe schont er, die Hände, ausgestreckt zur Versöhnung.  
Was auf den Spieß nicht passt, kommt auf den glühenden Rost,  
Da schmort es, Gekröse. Der Rest gart im eisernen Kochtopf,  
Im Bratenfett brodelnd... Sen. *Thyestes* 753-767<sup>1</sup>

Wer kennt sie nicht, die „grausigen und ekelhaften Motive in lateinischer Dichtung“<sup>2</sup> und Prosa, etwa den oben kredenzten „inzestuösen Leichenschmaus“ aus SENECAs Tragödie *Thyestes*, von zweifellos geübter Metzgerhand zubereitet, denn „Atreus übt an seinem Bruder Rache für die verlorene Königsherrschaft, indem er dessen Kinder „opfert“ und ihrem Vater zum Mahl serviert“<sup>3</sup> oder das Gemetzel zwischen Kentauren und Lapithen bei OVID (*Met.* 12.235-536), einer „scheinbar sinnlosen Folge von Destruktion, Deformation und Mutilation“ (sic!), wobei dem Text das „Vergnügen am blutigen Geschehen“ anzumerken ist,<sup>4</sup> oder die „geradezu fantastisch anmutenden Schlachtenexzesse“ bei LUCAN, die nicht mehr dem Amusement dienen, sondern schockieren sollen, ästhetisierte Gewalt, mit der auch VERGIL brillieren konnte, etwa in der Darstellung des Massakers, dem sich das homoerotische Paar Nisus und Euryalus der *Aeneis* im La-

\* Dirk Rohmann: Gewalt und politischer Wandel im 1. Jahrhundert n. Chr. (= Münchner Studien zur Alten Welt, Bd.1), München: Herbert Utz Verlag 2006 (252 S., ISBN: 978-3-8316-0608-5, € 48.00 [D], € 49.40 [A])

<sup>1</sup> Die ORIGINALTEXTE sind im ANHANG nachlesbar: T(ext) 1- 17.

<sup>2</sup> Wegweisend: Manfred FUHRMANN, *Grausige und ekelhafte Motive in lateinischer Dichtung*, in: H.R. JAUß (Hrsg.), *Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen* (Poetik und Hermeneutik 3), München 1968, 23-66

<sup>3</sup> Nachgedichtet von Durs Gruenbein - „Diese Szene brachte bei ihrer Bühnen-Inszenierung im Stuttgarter Schauspielhaus (2002) – eine der (verständlicherweise) ganz seltenen Aufführungen von Senecadramen – nicht wenige schockierte Zuschauer dazu, das Theater zu verlassen“ (Rohmann, S. 2; Anm. 9)

<sup>4</sup> Rohmann, S. 6f.



ger der betrunkenen Rutuler inbrünstig hingibt: „Zahlreiche feindliche Krieger werden im Schlaf enthauptet, so dass aus ihren nun freiliegenden Speiseröhren Unmengen des gegossenen Weines, mit Blut vermischt, ausbrechen (sic!).<sup>5</sup> Auf der anschließenden Flucht sinkt ein Gegner hin, von einer Lanze in den Eingeweiden getroffen. Selber erkaltend speit er einen warmen Blutschwall aus seinen Lungen, während die austretenden Eingeweide in langem Röcheln noch pulsieren - „volvitur ille vomens calidum de pectore flumen / frigidus et longis singultibus ilia pulsatur“ (Aen. 9. 414f.). Einem anderen Gegner fährt ein Speer durchs Gehirn, bleibt dort hängen und erwärmt sich langsam“ - „it hasta Tago per tempus utrumque/stridens traiectoque haesit tepefacta cerebro“ (Aen. 9.418f.).<sup>6</sup>

Nicht nur bei Vergil sind die *Gewalt* endloser (Bürger-)Kriege und die *auch* durch sie ermöglichte *Kultur* (der augusteischen Klassik) vielfältig verflochten, „das Heimweh nach der Barbarei ist das letzte Wort jeder Zivilisation“<sup>7</sup> und das „noch nicht festgestellte Thier“<sup>8</sup> zu buchstäblich allem fähig. Kultur ist dem heimeligen Wortlaut und dem Stolz zum Trotz, mit dem sie den *homo sapiens sapiens* bei seinen Sonntagsreden erfüllt, nichts Versöhnliches, ihr eignet die „Dialektik der Aufklärung“, indem sie die Neigung zu der Gewalt verstärkt, die sie einzudämmen sucht.<sup>9</sup> Die Zwangsordnung des Gewissens, den Seelen „eingepflanzt“ als Damm gegen die Barbarei des *bellum omnium contra omnes*, steigert das Bedürfnis nach Entfesselung. Seit Aristoteles gilt der Mensch *außerhalb* der Polis als „gierig nach Krieg“ und ein „wildes Tier“, dem erst das Recht als Ordnung der politischen Gemeinschaft die Krallen stützt. Lange muss es gedauert haben, „bis ein solcher Rohstoff von Volk und Halbthier ... eine noch gestaltlose, noch schweifende Bevölkerung ...endlich ...geformt war“<sup>10</sup>. Aber es gab wohl nie einen „Naturzustand“, eine primäre Anarchie, ein Chaos, das nach Ordnung (und nach Thomas Hobbes, Anm. RS) schrie, es gibt immer schon Ordnungen - so Michel Foucault - denn „nicht die einzelnen Menschen entwerfen und realisieren die Institutionen und rechtlichen Strukturen, sondern diese haben ihre *sujets* längst schon dazu bestimmt, das zu denken und zu wollen, was 'die Ordnung' will und was nur *prima vista* so aussieht, als sei es Ausdruck von vernünftiger Selbstbestimmung und individueller Autonomie ...Es kann kein unschuldiges Vor und Außerhalb geschichtlicher Ordnungen geben, jenen freien Platz für die sich selbst bestimmende Vernunft“.<sup>11</sup> So genannte „Kulturleistungen“, die gegen eine unberechenbare Natur sichern und Hunger, Angst und Schmerz in Schach halten sollen, Institutionen, Symbole und andere Erfindungen, mit denen die „Sterblichen“ ihrem Dasein Rückhalt und ihrem unstillbaren Narzissmus Ausdruck verleihen, fallen auf die Erzeuger zurück und lasten schwer auf ihnen, die wundersamen Werkzeuge der „friedlichen“ Produktion wenden sich als Waffen gegen den eifrigen Zauberlehrling. Fern davon, den Weg zum Glück zu ebnen, das sie als Chimäre vor sich her trägt, (u-

<sup>5</sup> Es muss wohl heißen „purpurn *erbricht* jener die Seele und speit sterbend aus / Wein mit Blut untermischt“ - „purpuream vomit ille animam et cum sanguine mixta / vina refert moriens“ Aen. 9,349f.:

<sup>6</sup> Rohmann, S. 5

<sup>7</sup> E.M. Cioran, *Der Absturz in die Zeit*, 1980: S. 62

<sup>8</sup> Nietzsche, KSA 5, 81 (=JGB 62)

<sup>9</sup> Im Folgenden bediene ich mich (frei) aus dem Kapitel *Kultur und Gewalt* aus dem *Traktat über die Gewalt* von Wolfgang Sofsky 1996: S. 213ff.

<sup>10</sup> Nietzsche, KSA 5, 324

<sup>11</sup> Kohler, Georg: *Michel Foucaults kritische Theorie des „zoon politikon“* in: *Der Mensch - ein politisches Tier? Essays zur politischen Anthropologie*, hrsg. von O. Höffe, Stuttgart 1992: S. 157-187. Hier S. 177/179

ni)formiert Kultur als Korsett das Leben und verlangt stetige Mühe, Anpassung und Unterwerfung; Wertesysteme und Ideologien beschränken die Gedankenfreiheit, die Regeln der immer effizienter organisierten Institutionen werden zu Instrumenten der Überwachung und schüren frei flottierende, endemische Ängste. Mein Körper - vor der freien Wildbahn in Sicherheit gebracht - bleibt trotz der Triumphe der Heilkunst eine Quelle des Leidens; die vielen *Anderen* - als „Mitmenschen“ - bleiben eine ständige Infragestellung meiner selbst, und der Tod ist unbesiegt, die Angst vor ihm massiv verdrängt, ergo omnipräsent, der Mensch ist unfähig, die Begrenztheit seiner Existenz zu akzeptieren, er will ewig leben oder sogar immer schon gelebt haben.<sup>12</sup> Wenn wir vom Tod sprechen (müssen), neigen wir zur Lüge, wir lügen, wenn wir das Ereignis des Todes als 'Verscheiden' und die Toten als 'Dahingegangene' bezeichnen. Die Lüge ereignet sich jedoch bona fide, denn „im Grunde glaubt niemand an seinen eigenen Tod“, und „im Unbewußten sei jeder von uns von seiner Unsterblichkeit ueberzeugt“.<sup>13</sup> Die Todesangst lauert auch in dem strahlend-kindlichen, daher oft bei Dichtern blühenden Narzissmus, *Kultur* helfe den Tod überdauern: „*Non omnis moriar*“ (Horaz) und „*perque omnia saecula fama/vivam*“ (Ovid). Wahr ist: „Sein heißt in der Falle sein“ (Cioran). Kultur ist die Sinnggebung, die nicht hält, was sie verspricht. Statt Unsterblichkeit in Gedanken, Worten und Werken, Monumenten, Artefakten und Idolen produziert diese „stets emsige Fabrik der Dauer“<sup>14</sup> die Illusion des Sinns und die Kraft zur Selbsttäuschung, bis das Gehirn an die Wand spritzt oder die Metastasen sich ausgetobt haben. „Staat“, „Volk“, „Kunst“ und „Religion“ existieren fort, das Individuum, das an sie „glaubte“, ist längst tot. „Die Sinnggebung des Sinnlosen hinterläßt am Ende nur Sinnlosigkeit“<sup>15</sup> und gebiert Ungeheuer, denn die Fundamente der Kultur, nicht nur der Pyramiden, sind mit Menschenblut getränkt und ihr Bestand muss mit Gewalt aufrechterhalten werden, denn sie selbst stellt die Mittel zu ihrer (z.B. atomaren und/oder Umwelt-) Zerstörung bereit, die alltägliche und Millionen Arbeitsplätze sichernde Waffentechnologie ist kein *collateral damage*, sondern ein zentrales Experimentierfeld der Kultur. Der Fortschritt der Technik - einerseits zu Recht bewundert und andererseits leichtfertig als Allheilmittel vergötzt, das jede Herausforderung auf dem Planeten langfristig in den Griff bekommen wird - befördert direkt das Fortschreiten der Gewalt. Die Kulturheroen seit Prometheus wollten die Freiheit bringen und Leid&Tod ausrotten, sie hinterließen den immer gleichen Tod - „Seit jeher wird gestorben, und dennoch hat der Tod nichts von seiner Frische eingebüßt. Darin liegt das Geheimnis der Geheimnisse“<sup>16</sup> - und eine unerschöpfliche Variation von Leidens- und Todesarten. Die Institution als *potentielle* Gewalt gebiert das Verbrechen *und* vollstreckt die Strafe, Anstifter und Richter zugleich. Wer sich dem Gesetz nicht fügt, hat sein Überleben als *zoon politikon* oder gleich das Leben selbst verwirkt. Darüber hinwegzutäuschen, dazu dient die ingeniose „Erfindung“ der Menschenrechte, die - was oft übersehen wird - „nicht wirklich „universalethische“ Gebote sind, sondern noch immer und wohl für immer - es sei denn der *Staat* hebt sich in einer wie immer gearbeteten Form selber auf - unter Vorbehalt der Rechte der Staatssouveränität praktiziert wer-

<sup>12</sup> Alice Balint, zitiert in Bela Grunberger, *Vom Narzißmus zum Objekt*, 2001: S. 126 Anm. 29

<sup>13</sup> S. Freud, *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, in: *Studienausgabe* 9, S. 49

<sup>14</sup> Z. Baumann: *Tod, Unsterblichkeit und andere Lebensstrategien*, 1994, S. 12

<sup>15</sup> Sofsky, S. 221

<sup>16</sup> Cioran, *Der zersplitterte Fluch*, 1987: S. 106

den. Das ist ein Widerspruch, doch würde die tatsächliche Unterwerfung der außenpolitischen Tätigkeit der Staaten unter universalethische Prinzipien die Staatlichkeit zerstören, weil sie die Staatsräson als legitime Richtlinie staatlichen Handelns kriminalisieren und diesem somit die Souveränität entziehen würde. Dieser Widerspruch besteht deshalb, weil die naturrechtliche Begründung der Menschenrechte verlangt, dass alle Menschen schon diesseits politischer Organisationsformen und diesseits der Ausbildung wirklicher Rechtsverhältnisse im Besitz der Menschenrechte sein sollen. Aber von Rechten kann ernsthaft nur geredet werden, wenn sie durchsetzbar bzw. von einer Macht garantiert sind. 'Auctoritas, non veritas facit legem' (Hobbes).<sup>17</sup> Die als Errungenschaft primär in Sonntagsreden beschworenen „Menschenrechte“ verdecken die Tatsache, dass Krieg, Folter und Todesstrafe nicht Betriebsunfälle der „Kulturleistung“ *Recht*, sondern deren historisches Kernstück sind. „Bis heute steht die Meute im Dienst der Exekutivgewalt. Sie steckt die Täter in Uniformen, rüstet sie aus und lässt sie los, wenn es soweit ist“.<sup>18</sup> Mit den Mitteln der Modernität organisierte (staatliche) Gewalt - das bewies das 20. Jahrhundert besonders eindrucksvoll - ist sehr effizient und braucht auch keine „großen“ Einzeltäter, weil sie selbst der kollektive Täter ist, der unzählige mitlaufende Mitarbeiter ohne besondere Kennzeichen beschäftigt, man denkt naturgemäß und zu Recht sofort an die Banalität des „bösen“ Adolf Eichmann, der ohne Vorbehalt und rechtschaffen erledigte, was ihm zweckmäßig erschien.

Die symbolischen Formen von *Religion* und *Ideologie* rühmen sich einer langen Tradition oder besser gesagt, sie sind einfach schon sehr lange da und fast alle von uns halten sie für sinnvoll: „Ein jeder glaubt, was der andere glaubt, und er glaubt, daß alle dasselbe glauben wie er selbst“.<sup>19</sup> Der Inhalt ist dabei unerheblich, das betonten unermüdlich, aber mit wenig Erfolg schon Stirner und Nietzsche, egal ob Götter oder Dämonen, ob Vernunft oder Tugend, ob Nation oder Revolution, entscheidend ist die Gemeinsamkeit des *Glaubens*. Widerspruch ist nicht erwünscht. Kein richtiger Gott duldet einen anderen neben sich, keine „Wertegemeinschaft“ will Fremde und Ungläubige in ihren Reihen, ausgesuchte „Ausländer“ werden noch gebraucht, als Sündenbock nämlich, Gottesleugner zwar „moralisch“ denunziert, aber scheinheilig geduldet, weil sie momentan nicht verbrannt werden können, revolutionärer Terror geschieht regelmäßig im Zeichen der *Tugend*, gegen *Andersgläubige* gibt es Kreuzzüge oder sie werden, wenn möglich, auf der Stelle ausgerottet (wie die Azteken), „die Juden“ werden weiterhin regelmäßig zu einem Pogrom gebeten, *dürfen* aber überleben, damit die Erinnerung an die Mörder Unseres Herrn Jesus Christi als Stachel im (schwachen) Fleische der Rechtgläubigen wach bleibe und den Starrsinnigen die Gnade zuteil werden könne, endlich vor der Wahrheit zu kapitulieren und Ecclesia Triumphanten zuzugeben, dass (der Jude) Jesus von Nazareth der *richtige* Messias war. Denn der Glaube will die Bestätigung seiner Prophezeiung, und bist du nicht willig, dann brauch' ich Gewalt, deren Variationen kennen kein Ende, der Mensch ist, wir wiederholen uns gerne, das „nicht festgestellte Thier“, er schillert in polymorphen Neigungen und Fertigkeiten, neben dem „Berserker steht der disziplinierte Soldat, neben dem Opferpriester der Selbstmordattentäter, neben dem gehorsamen Henker der be-

<sup>17</sup> Rudolf Burger: *Globale Ethik: Illusion oder Realität* in: R. Burger, E.P. Brezovsky, P. Pelinka (Hg.): *ETHIK GLOBAL*, Wien 1999: S. 54f.

<sup>18</sup> Sofsky, S. 223

<sup>19</sup> Sofsky, S. 224

dächtige Techniker“<sup>20</sup> sie alle agieren - unter dem Firnis der Kultur - gegen dieselbe, sie wollen hin und wieder auch mit Füßen treten (dürfen), was sie zum *homo erectus et sapiens* (de)formiert hat. Gewalt ist das Schicksal der Gattung, was sich ändert, sind ihre Formen, der Rahmen und die Legitimierung, gleich bleibt die Typologie der Gewaltkonsumenten, „wo immer Gewalt geschieht, ist der Zuschauer nicht weit“<sup>21</sup> Katastrophentourismus und Unfallsightseeing sind ebenso widerlich wie wiederkehrend, von den unbescholtenen „kleinen Männern und Frauen“, darunter viele „Anständige&Fleißige“, gibt es drei große Gruppen, den scheinbar Unbeteiligten, den Neugierigen und den Begeisterten:

(a) Erstere(r) - auch Frauen sind dabei - fährt am Unfallort vorbei, er sieht zu, dass er weiterkommt. Er ist aber nicht ahnungslos, weiß so viel, wie er wissen will. Den Rest hält er sich vom Leib, er schlägt sich mit wohlthuender Blindheit, dabei ist er nicht kaltblütig, sondern bis ins Mark von unanfechtbarer Gleichgültigkeit. Gewalt, die anderswo geschieht, man denke etwa an die berühmten sechs Sekunden, die - Stand 2009 - vergehen müssen, bis wieder ein Kind relativ weit weg den Hungertod stirbt, geht einen ohnehin nichts an, das Mitleid endet am Zaun des eigenen Einfamilienhauses. Das geschmeidig gewordene Gewissen braucht sich nichts vorzuwerfen, Ekel und Angst bleiben unter Kontrolle, das schützt vor der Furcht, selbst Opfer von Gewalt zu werden oder gar der Faszination zu erliegen, Gewalt anzuwenden. Der scheinbar Unbeteiligte ist manchmal entrüstet, zumeist jedoch von einer „überaus aktiven Passivität“.<sup>22</sup>

(b) *Der/die Interessierte* eilt zum Schauplatz, aber auch er mischt sich nicht ein. Was ihn reizt, ist der Nervenkitzel, der gnädig die Monotonie ablöst, er hat kein Mitgefühl, er genießt die Angstlust und betrachtet das Drama mit Kennerschaft, mit Maßen erregt, denn Gewalt ist anziehend abstoßend, besonders wenn sie anderen widerfährt, und man selbst sich in der Sicherheit weiß, die einem erlaubt, auch momentan der Panik oder der aufsteigenden Übelkeit nachzugeben, auch wenn man stets mehr dem Täter zuneigt, der vollstrecken darf, was einem selbst versagt bleibt, nämlich Schmerz zuzufügen, ohne darunter zu leiden, Gewalt bleibt für den *Interessierten* doch immer fiktional, ein Schauspiel. Aber von den beiden Kategorien der Gaffer ist der Schritt nicht mehr weit zum/zur

(c) *Begeisterten*, der Gewalt bejubelt. Er drängt zum Tatort, er drängt - einverleibt in die Masse, mit ihr verschmolzen, dionysisch, d.h. zum Zerreißen gespannt und zum Zerfleischen bereit - an die Brüstung der Arena. Sein Entsetzen hat dem Impuls Platz gemacht, selbst mittun zu wollen. Im Gejohle und Gebrüll gehen nicht nur die Schmerzensschreie der Opfer unter, *in* der Todesangst der anderen schwindet auch die eigene Furchtsamkeit; indem sie der Gewalt huldigen, verwandeln sie sich - für kurze Zeit - *begeistert* in Wesen, denen Grausamkeit und Tod nichts anhaben können. Aber Achtung, das Blut darf nicht aufhören zu fließen! Um das zu erreichen, üben die Zuschauer selbst Gewalt aus, ihr Geheul stimuliert ihren Stellvertreter, den Henker, dem sie die Hand führen. Die Meute bejubelt den Sieger und verachtet den Gefallenen, der zu sehr am Leben hängt; dessen Appell an das Mitgefühl des Publikums

<sup>20</sup> ebd. S. 226

<sup>21</sup> ebd. S. 224

<sup>21</sup> ebd. S. 105

<sup>22</sup> ebd. S. 106

bewirkt das Gegenteil, er zieht Zorn und Wut auf sich. Er erinnert zu sehr an die Todesangst, die der Zuschauer in seiner *Begeisterung* betäubt hat und überwunden glaubte. Bei den römischen „Gladiatorenspielen“ war nicht der Kaiser, sondern das Volk der Souverän, der manchmal auch einem Unterlegenen zu überleben gestattete, aber das blieb Episode, aus dem Rausch darf es kein Erwachen geben - diesen Vorgang hat Seneca an einer berühmten Stelle meisterlich eingefangen:

Durch Zufall bin ich in das Mittagsspektakel hineingeraten, Spiele erwartend und Späße und irgendeine Erholung, wodurch die Augen der Menschen sich vom menschlichen Blutvergießen beruhigen können. Es ist das Gegenteil: alles das, was vorher gekämpft wurde, war Barmherzigkeit; nun da die Späße aufgegeben worden sind, ist es ein reines Morden. Nichts haben sie, womit sie sich bedecken könnten; bei einem Stoß sind sie mit ihrem ganzen Körper ausgesetzt, niemals schlagen sie vergeblich zu. Dieses ziehen die meisten den regulären Kampfpaares und den Publikumslieblingen vor. Warum sollten sie es nicht vorziehen? Nicht durch einen Helm, nicht durch ein Schild wird das Eisen zurückgestoßen. Wozu auch Schutz? Wozu auch Kampfkünste? All das ist bloß ein Hin- und Auszögern des Todes. Morgens werden die Menschen den Bären und Löwen vorgeworfen, mittags ihren Zuschauern. Sie befehlen, dass Mörder zukünftigen Mördern vorgeworfen werden, und bewahren den Sieger für den nächsten Mord auf. Der Ausgang für die Kämpfer ist der Tod. Es wird mit Eisen und Feuer gekämpft. Dies geschieht, während die Arena leer ist. „Aber irgendeiner hat einen Raub begangen, einen Menschen getötet.“ Was also? Weil er getötet hat, hat dieser es verdient, dass er dieses erleidet: Was hast du Unglücklicher verdient, dass du dieses betrachtest? „Töte, schlage, verbrenne! Wodurch denn läuft er so furchtsam in das Schwert des Gegners? Warum tötet er so wenig kühn? Warum stirbt er so ungerne? Durch Schläge soll er in die Wunde getrieben werden, mit bloßer und einander zugewandter Brust sollen sie wechselseitig die Schläge empfangen.“ Das Schauspiel wird unterbrochen: „Inzwischen sollen den Menschen die Kehlen durchgeschnitten werden, damit überhaupt etwas passiert.“ (epist. 7, 3-5; cf. ANHANG Text 2)

Dieser gewalttiefende Text steht nicht *casu* gleich zu Beginn der Arbeit von Dirk Rohmann.<sup>23</sup> Sie ist die umgearbeitete und gekürzte Fassung einer Dissertationschrift „im Grenzbereich zwischen Alter Geschichte und Klassischer Philologie“,<sup>24</sup> die durch enormen Fleiß und große Sorgfalt bei der Sichtung und Auswertung der Quellen, *weniger* durch ihre Diktion und sprachliche Gefälligkeit besticht.<sup>25</sup> Zu loben ist der vom Verf. durchgehaltene Vorsatz, die Gewalt dieser Epoche möglichst **nicht** mit modernen Kriterien („Menschenrechte“) oder unter christlich-humanistischen Vorzeichen zu bewerten.<sup>26</sup>

Rohmann sichtet ausschließlich literarische Texte vornehmlich aus der Geschichtsschreibung, der Dichtung und Philosophie, der Fokus liegt auf Autoren „des römi-

<sup>23</sup> S. 19 - Ähnlich *rauen* Sitten widmet sich der Autor in seinem Aufsatz *Die Ästhetik des Blutes in berühmten römischen Sterbeszenen*, in: Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 10 (2007), S. 251-257 (<http://gfa.gbv.de/dr,gfa,01,2007,a,09.pdf>)

<sup>24</sup> Rohmann, S. 17

<sup>25</sup> Morphologisch-lexikalische Schnitzer finden sich u.a. auf den S. 90 („die solidarische Verbundenheit **wiegte** schwerer“), S. 99 (die „**Despektanz** altrömischer Tugenden“), S. 126 („Arruntius suchte den Tod im **anhänglichen** Prozess“, S. 183 („es handelt sich um eine **Referenz** an den tagespolitischen Gehalt früherer Texte“), dazu eine streckenweise hölzerne Syntax, Redundanz, (nicht nur) bei Kapitelzusammenfassungen, die überfließt, ohne die Erkenntnis oder die (ästhetische) Lust zu steigern, und die vielfach ungenaue Nummerierung zitierter Verse.

<sup>26</sup> ebd. S. 15

schen 'paganen' Kulturkreises, bei denen von einem einigermaßen kohärenten Weltbild ausgegangen werden kann“, was das Zurücktreten relevanter Autoren wie Flavius Josephus oder der christlichen Historiographen erklären soll.<sup>27</sup> Damit erweitert Rohmann zwar den Blick, der aber immer der **literarisch tätigen Oberschicht des frühen Prinzipats** ist. Ausgeklammert wird auch das „diffizile Phänomen der sexuellen Gewalt“, etwa in der Liebeselegie, sie wird 'nur' in Verbindung „mit anderen Formen physischer Gewalt berücksichtigt“.<sup>28</sup>

Fest steht, dass die römische Literatur des **ersten nachchristlichen Jahrhunderts** in auffallender Weise von Darstellungen physischer Gewalt geprägt ist. Dies mag grundsätzlich auch für andere Epochen der antiken Literatur gelten, auch die *Ilias* wirkt in vielen Einzelszenen nach heutigen Maßstäben erschreckend brutal und die römische Epik wirkt nur so lange „friedlich“, wie man die iliadische Werkhälfte der *Aeneis* mit ihrem griechischen Vorbild vergleicht. Das *bellum civile* des Lucan sowie teilweise auch die *Thebais* des Statius steigern jedoch den Realismus der sich häufenden Gewaltszenen ins Extreme. So scheut Lucan auch nicht die verzerrende Übertreibung des Triumphators des *Bürgerkriegs*, wenn er, natürlich ohne zu erwarten, dass ihm *aufs Wort* geglaubt wird, beschreibt, „daß Caesar den bei Pharsalos Gefallenen eigenhändig das letzte Blut aus den Wunden gepreßt und am Morgen darauf, inmitten des Leichenfeldes mit Genuß frühstückend, die Gesichter der Toten studiert habe“.<sup>29</sup> Und „mit Blick auf die griechische Historiographie wartet vor allem die klassische Zeit, die sich aufgrund der Quellenlage am besten beurteilen lässt, zwar gelegentlich mit Grauen erregenden Details auf; sie erreichen jedoch nur selten diejenige Intensität, die man in einigen Auszügen der *Annales* des Tacitus, zumal gegen Ende dieses Werkes hin, sowie in historischen Abschnitten der philosophischen Schriften Senecas wahrnehmen kann“<sup>30</sup>.

Bekanntlich ist schon das oben zitierte und neben Cicero *Tusc.* 2,41 wichtigste Zeugnis für die zeitgenössische Einstellung zu den *munera* in seiner Aussage umstritten. Was moderne LeserInnen nur zu gern als Anklage gegen die Gewalt an sich in der Arena deuten möchten, könnte auch nur als Kritik an den besonders abstoßenden *ludi meridiani* gemeint sein, bei denen verurteilte Verbrecher, die unbewaffnet waren, hingeschlachtet wurden. Und auch dann ist es nicht primär die Brutalität selbst, an der Seneca Anstoß nimmt, die Gewalt der *munera* per se wird von ihm andernorts als Demonstration von *virtus* und als Beitrag zur Abhärtung der Zuschauer im Dienste des stoischen Lernziels „Verachtung von Tod und Schmerzen“ geschätzt.<sup>31</sup> Was dem Erzieher Neros Sorge macht, ist, dass der Anblick derartiger Grässlichkeiten ungefestigte Charaktere (*parum tenax recti*; ep. 7,6) - wie etwa den von ihm angesprochenen Lucilius - verstören, ja für die Weisheit untauglich machen könnte. Lucilius solle generell die jeder Menschenansammlung inhärenten *vitia* meiden (7,1). Nicht nur deren vielfältig schlechte Sitten, sondern auch das Lob der Menge schade der *sapiens*-Werdung des Adepten, denn Philosophie sei ein Minderheitenprogramm, der Liebhaber der Weisheit könne nur von Seinesgleichen erkannt und bewertet werden (7,9). Wenn diese Lesart von Senecas Einstellung zu den Exzessen der Arena zutrifft, ist es fragwürdig, die Häufung von Grausamkeiten in der römischen Literatur des ersten

<sup>27</sup> ebd. S. 14

<sup>28</sup> ebd. S. 15 Anm.73

<sup>29</sup> Lucan, 7.791-94; cf. K. Christ, *Caesar. Annäherungen an einen Diktator*, 1994: S. 216

<sup>30</sup> Rohmann, S. 3

<sup>31</sup> cf. Rohmann, S. 20 - cf. epist. 85, 29 und epist. 78, 18+19



nachchristlichen Jahrhunderts rein literaturimmanent erklären zu wollen, wie M. FUHRMANN es vorgeschlagen hat: Entscheidende Impulse hätten hellenistische Philosophie und Literaturtechnik geliefert, mit jener der Kleinkunst typischen Tendenz der kunstreichen Isolierung des Einzelbildes. In motivischer Hinsicht sei diese Entwicklung von einer zunehmenden Stilisierung des deformierten und nach seinem Tod noch in Bewegung bleibenden Körpers gekennzeichnet. Die Anwendung dieser Ekphrasis-Technik auf Beschreibungen von Verstümmelungen und blutigen Gemetzeln habe Vergil andeutungsweise vorbereitet, sie sei dann aber von Ovid vorangetrieben worden, um schließlich bei Seneca *tragoedus* und Lucan zum Selbstzweck weiterentwickelt zu werden.<sup>32</sup> Rohmanns Arbeit zielt hingegen auf eine Verankerung der literarischen Brutalität in ihrem soziokulturellen Kontext und versucht zwei Fragen zu beantworten:

- (I) Wie war die antike Einstellung zur Gewalt, wobei das 1. Jahrhundert n. *pars pro toto* für die „pagane“ römische Mentalität steht
- (II) Lässt sich dieses literarische Phänomen der Grausamkeitskumulierung „hinreichend oder auch nur teilweise“ auf „historische, politische, literaturgeschichtliche etc. Ursachen“ zurückführen?<sup>33</sup>

ad I)

#### (1) GEWALT und GRAUSAMKEIT

Welchem Lateinstudierenden sind sie nicht schon ins Auge *gestochen*, die beispiellos vielen Entsprechungen für „verletzen, verwunden, rauben, plündern, sterben“ und vor allem für „töten“: *interficere, caedere, occidere, concidere, necare, enecare, interimere, de medio tollere, vim adferre, ferire, trucidare, obtruncare, iugulare, percute-re*. Die Palette der Nuancen reicht von „umbringen“ über „morden“ bis „abschlachten“. Dem deutschen Wort „Gewalt“ entspricht am ehesten „*violentia*“, die stets im Zusammenhang mit einer ungerechtfertigten, aggressiven Handlung auftritt, staatliche (also „erlaubte“) Gewalt firmiert unter „*potestas*“. „*Vis*“ hat eine große Bandbreite, im physischen wie übertragenen Bereich, von eindeutig negativ bewerteten Handlungen bis zur positiv getönten Demonstration von Macht und Einfluss.<sup>34</sup>

Durchwegs negativ konnotierte Aspekte von Gewalt vertreten die Nomina „*crudelitas*“, „*feritas*“ und „*saevitia*“. Mit ihnen wird auch (sadistische) Grausamkeit assoziiert. Römische Autoren verwenden sie gerne, um Gewalthandlungen zu bewerten, die (a) Nicht-Römer und (b) militärische Gegner an Römern, bzw. c) Tyrannen, „schlechte“ Kaiser oder catilinarische Existenzen am innenpolitischen Gegner begehen. Grausamkeit ist aus dieser Sicht nicht so sehr abhängig von der Schwere oder Verhältnismäßigkeit der dabei zum Einsatz kommenden Brutalität, sondern davon, *wer* sie ausübte. Der Vorwurf der Grausamkeit war nicht „moralisch“ - spricht: „To-

<sup>32</sup> cf. Rohmann, S. 4, Fußnote 1

<sup>33</sup> ebd. S. 16

<sup>34</sup> cf. Rohmann Kap. 2, S. 18-53 passim

desstrafe mit/ohne Auspeitschen ist immer ein Übel“ -, sondern zunächst politisch oder sozial motiviert. Die qualitativ gleiche Gewalttätigkeit konnte unterschiedlich wahrgenommen werden, je nach der Einstellung des Beurteilenden zum Täter.<sup>35</sup> Dazu passt, dass die Quellen bei Gewaltszenen regelmäßig Wert darauf legen, den sozialen Status von Täter und Opfer zu erwähnen. Der Angriff durch einen Rangniedrigeren wurde stets als Schande empfunden, während vom eindeutig physisch Überlegenen - wie auch heutzutage - Zurückhaltung erwartet wird. Plinius d. J. erwähnt ausführlich den (auch in vielen Schulausgaben präsenten) Fall des Sohnes eines Sklaven, Larcus Macedo, dem, als sein Sklave einen Ritter in den Thermen aufforderte, für seinen Herrn Platz zu machen, von diesem Ritter ins Gesicht geschlagen wurde. Der Text signalisiert diese „Verwechslung“ als maximale Demütigung des Macedo und schwere Normverletzung. Und als derselbe Macedo später von seinen Sklaven totgeprügelt wird, berichtet Plinius, der Gewaltdarstellungen sonst meidet, gleichsam bebend vor Empörung, die Ermordung des Standesgenossen in allen Details:

Er badete im Landhaus bei Formiae: Plötzlich umstellen ihn die Sklaven; der eine geht ihm an die Kehle, ein anderer trifft den Mund, ein anderer zerschmettert die Brust und den Bauch und zerquetscht sogar, scheußlich zu sagen, seine Geschlechtsorgane; und als sie glaubten, er sei tot, werfen sie ihn auf den heißen Boden, um zu überprüfen, ob er lebe. Jener bot, sei es, weil er nichts mehr spürte, sei es, weil er vorgab, nichts zu fühlen, und unbewegt und hingestreckt da lag, den Eindruck, der Tod sei eingetreten. Dann erst wird er, sozusagen in der Hitze erstickt, hinausgetragen: Die treueren Sklaven nehmen ihn auf, die Konkubinen eilen mit Geheul und Geschrei von allen Seiten zusammen. So gibt er, sowohl durch die Stimmen aufgeweckt als auch wiederbelebt durch die Kühle des Ortes, nachdem er die Augen aufgeschlagen und seinen Körper bewegt hatte, zu erkennen, und das war schon gefahrlos, dass er lebt. Die Sklaven fliehen auseinander; von diesen also wurde ein großer Teil gefasst, die Übrigen werden gesucht. Er selbst verstarb, nachdem er für wenige Tage das Bewusstsein wiedererlangt hatte, nicht ohne den Trost der Rache, noch im Leben so gerächt worden zu sein, wie sonst nur Tote. (3, 14, 2-4; Ü: RS - cf. ANHANG Text 3)

Es bestätigt sich also die schon in der Gladiatorenforschung geäußerte Vermutung, dass die antike Legitimation von Gewalt nicht mit ihrer Verhältnismäßigkeit und ihrem Ausmaß korreliert. **Ob Gewaltanwendung zulässig ist oder als „grausam“ und „verabscheuenswert“ gilt, ist eine Frage des Standorts:** „Ein und dieselbe physische Strafe konnte bei einem Angehörigen der Unterschichten als vergleichsweise milde, bei einem Ritter oder Senator dagegen als unerträglich gelten“,<sup>36</sup> Mitleid gibt es nur für Gewaltopfer aus der eigenen Gruppe der Senatoren und Ritter oder - im militärischen Kontext - mit den eigenen Truppen bzw. Kommandeuren; gefolterte „Ausländer“ oder gekreuzigte Sklaven erleiden lediglich das, was sie verdienen. Der Vorwurf der Grausamkeit, also der Vorwurf, Gewalt werde unzulässig angewendet, richtete sich von Seiten der Senatoren etwa an verhasste Kaiser wie Caligula oder Nero, deren Sadismus in düsteren Farben gemalt wird, bzw. an Nicht-Römer, die im Falle einer

<sup>35</sup> ebd. S. 26

<sup>36</sup> ebd. S. 91 - nebenbei ein Beispiel für die der Arbeit Rohmanns oben angekreidete Unschärfe im sprachlichen Ausdruck, denn genau genommen muss es heißen: „Ein und dieselbe physische Strafe konnte - *angewendet auf einen Angehörigen der Unterschichten.....*“ bzw. *angewendet auf einen Ritter oder Senator...“.*

römischen Niederlage als „Barbaren“ diffamiert werden sollten, die das Recht des Siegers schamlos ausnützten. Siegten hingegen die Römer, galten all ihre Handlungen als legitim. - So weit, so unhumanistisch! Was wir den Herrenmenschen in der Toga<sup>37</sup> jedenfalls nicht vorwerfen können, ist mangelnde Aufrichtigkeit. Aber hat nicht auch der Kleinhäusler aus Braunau in seinem Bestseller genau so unumwunden und von sich selbst eingenommen angekündigt, wofür er kämpfen und wen er ausrotten wollte?

## (2) GRAUSAMKEIT und TODESSTRAFE

Grausamkeit bei der Exekution der **Todesstrafe** war aus der Sicht der Herrschenden in Rom stets legitim. Sie *muss* grausam sein, weil sie öffentlich vollzogen wird, um „eine Abschreckung und religiöse Entsöhnung der daran partizipierenden Gemeinschaft“ zu bewirken.<sup>38</sup> Nach Seneca unterscheide sich der Gesetzgeber und Staatsmann von einem Arzt nur dadurch, dass dieser seinem unheilbaren Patienten einen angenehmen Tod vergönnt, während der für den Staat Verantwortliche „den zum Tode Verurteilten ein schandbares und langes Ende bereitet, und zwar nicht, weil er an der Bestrafung eines anderen Vergnügen findet (dem Weisen liegt so unmenschliche Grausamkeit nämlich fern), sondern damit der Verurteilte der Allgemeinheit als abschreckendes Beispiel dient und damit der Staat doch wenigstens durch den Tod von solchen Leuten einen Gewinn hat, die im Leben niemandem helfen wollten“ (*De ira* 1,6,4).<sup>39</sup>

Die Gewalt sollte ihren Eindruck auf die Zuschauer-*plebs* nicht verfehlen, die es aus Sicht der staatlich bestellten Dompteure zu zähmen galt, ein schneller Tod des Delinquenten war zu diesem Zwecke geradezu kontraproduktiv, ergo trachtete die Behörde das von ihr favorisierte Sterben am Kreuze in die Länge zu ziehen und so „ließ man den Gekreuzigten nach eingetretenem Tod noch lange am Kreuze hängen und stellte sein vorzeitiges Entfernen unter Todesstrafe. Es gibt in den Quellen keine einzige Stimme, die diese oder ähnliche Praktiken verworfen hätte“,<sup>40</sup> wobei dies die Perspektive der Oberschicht ist, was die unteren Klassen darüber dachten, ist uns unbekannt. Auffällig auch, dass die Hinrichtungsarten von Unterschichttätern selten explizit erwähnt werden, sie interessierten die Herrschenden nicht und brauchten in vielen Fällen auch nicht ausdrücklich genannt zu werden, da die Sanktionen für bestimmte Delikte ohnehin bekannt waren. Neben der Kreuzigung wird vor allem die Verurteilung *ad bestias* genannt, nach Sueton eine Erfindung Caligulas, der damit bei den Ausgaben für teures Tierfutter sparen wollte, es folgen Enthauptung, Erdrosselung, Lebendigverbrennen, Sturz vom Tarpejischen Felsen, Gladiatorenauftritte mit Todesfolge sowie Hinrichtungen *more maiorum*, „nach alter Weise“, sprich Enthauptung mit vo-

<sup>37</sup> „Ihre Kleidung hat die Sicherheit von Befehlen. Sie drückt absolute Würde, aber keine Menschlichkeit aus. Sie hat viel vom Stein; und es gibt keine Tracht, die dem tierischen Fell entfernter ist; das eben scheint mir das Unmenschliche an ihr“ (E: Canetti, *Die Provinz des Menschen*, 1994: S. 36)

<sup>38</sup> Rohmann, S. 143

<sup>39</sup> ebd. S. 44f. - cf. Anhang Text 4

<sup>40</sup> ebd. S. 70 - Dazu sei hier an einen Artikel aus der „heroischen“ Frühzeit unseres Periodikums erinnert, verfasst von einem seiner Gründungsmitglieder, der eine ausführliche Dokumentation der Todesart „Kreuzigung“ bietet: Irmgard Traitter (jetzt: Bibermann), *Politische Bildung im Lateinunterricht, Materialsammlung zum Thema Todesstrafe* in LATEINFORUM 4/1988: S. 35-56

rangegangener Auspeitschung.<sup>41</sup> Das lange Quälen der Todeskandidaten coram publico bedingte naturgemäß physische Entstellungen und Verstümmelungen aller Art, die aber ausschließlich bei Verurteilten der Unterschicht zugelassen bzw. als abschreckender Effekt geschätzt wurden, während Angehörige der Oberschicht ein anderes Maß angelegt wurde.<sup>42</sup>

## (3) MITLEID mit den Opfern, *ostentatio doloris* und „STANDHAFTIGKEITSTOPOI“

Auch für die philosophisch Gebildeten der römischen Oberschicht hatte ein Opfer von Gewalt oder Grausamkeit nicht per se Anspruch auf Mitleid. Der in unserem christlichen Verständnis positiv gefärbte Begriff „Mitleid“, lat. „*misericordia*“ oder „*miseratio*“, firmiert - wie später bei Spinoza, Nietzsche&Co - nicht unter den stoischen „Tugenden“. In der Definition des Aristoteles konnte Mitleid überhaupt nur entstehen, „wenn man sich erinnert, dass einem selbst oder einem der Seinigen ein Unglück widerfahren ist“, und nur bei Personen, „die einem ähnlich sind hinsichtlich des Alters, des Charakters, der Einstellungen, der Position und der Abstammung“<sup>43</sup>, eine Definition, die sehr viel enger ist als etwa im christlichen Universalismus. Bei Cicero und Seneca (vor allem *De clementia* 2, 6) wird „Mitleid“ als Krankheit und eines freien Mannes unwürdig, als Zeichen von Torheit (*stultitia*) definiert: „*Misericordia vicina est miseriae*“ - „Erbarmen ist benachbart der Erbärmlichkeit“ und „*misericordia vitium est animorum nimis miseria parentium*“ - „Mitleid ist das Laster der Seelen, die sich allzusehr über Erbärmlichkeit erschrecken“.<sup>44</sup> In Senecas *De ira* findet sich sogar eine Stelle, in der diese Empfindung mit der Grausamkeit auf eine Stufe gestellt wird: „Nicht braucht man Räuber zu sein, nicht Beute, nicht mitleidig noch grausam: die Seele des einen ist zu weich, die des anderen zu hart - *Nec latronem oportet esse nec praedam nec misericordem nec crudelem: illius nimis mollis animus, huius nimis durus est*“ (2, 17, 2). Erregung von Mitleid war einem *vir honestus* öffentlich nur vor Gericht erlaubt, um Richter milde zu stimmen.<sup>45</sup> Die Begründung ergibt sich aus der für die Zeit verbindlichen stoischen *virtus*-Doktrin, die ein Zurschaustellen von Affekten untersagte und gebot, standhaft zu sein; und ein Ausbruch von Grausamkeit war davon gleich weit entfernt wie das („unmännliche“) Erschlaffen in Mitleid.

Die Darstellung von gefühlten Schmerzen - *ostentatio doloris* - in der Literatur war demnach tabuisiert, Tod und Schmerzen werden für die *constantia sapientis* zu einer Herausforderung stilisiert, sich zu bewähren, eine Bewährung, an der sich Seneca im 67. Brief (4-6) räsonierend berauscht:<sup>46</sup>

Unterscheide, mein Lucilius, diese Dinge, und du wirst erkennen, dass davon etwas wünschenswert ist. Ich möchte, dass Foltern fern von mir seien; aber wenn sie ausgehalten werden müssen -, werde ich wünschen, dass ich mich dabei tapfer, ehrenhaft, mutig verhalte. Warum sollte ich es nicht lieber wollen, dass kein Krieg eintritt? Aber wenn er eingetreten ist - werde ich wünschen, dass ich Wunden, dass ich Hunger und alles, was Kriegsnot mit sich bringt, mit Anstand ertrage. Nicht bin ich so von Sinnen, dass ich

<sup>41</sup> ebd. S. 161f.

<sup>42</sup> Näheres dazu unter II.

<sup>43</sup> Aristoteles, rhet.2,8,7 cf. Rohmann, S. 30

<sup>44</sup> *De clementia* 2, 6.4 - Übersetzung: Karl Büchner

<sup>45</sup> Rohmann, S. 29

<sup>46</sup> ebd. S. 47 - cf. Anhang Text 5

krank zu sein begehre; aber wenn ich krank sein muss -, werde ich wünschen, dass ich nichts unbeherrscht, nichts weibisch tue. **So ist nicht das Unglück wünschenswert, sondern die Tugend/ethische Perfektion, mit der Unglück ertragen wird.** Manche von uns (Stoikern) meinen, das tapfere Ertragen all dieser Dinge sei nicht wünschenswert, aber auch nicht zu verwerfen, weil man mit einem Wunsch nur ein reines Gut erstreben darf, das ohne Beunruhigung und außerhalb von Beschwerlichkeit liegt. *Ich* bin anderer Meinung. Warum? Erstens, weil es nicht möglich ist, dass irgendeine Sache ein Wert, aber nicht wünschenswert ist: zweitens, wenn die Tugend/ethische Perfektion wünschenswert ist, aber nichts einen Wert hat ohne die Tugend/ethische Perfektion und jeder Wert wünschenswert ist - dann ist es auch wünschenswert, Foltern tapfer zu ertragen. Auch frage ich noch: Tapferkeit ist doch wohl wünschenswert? Und doch verachtet sie Gefahren und fordert sie heraus; ihr schönster und am meisten zu bewundernder Teil ist jener, nicht vor den Flammen zu weichen, den Verwundungen entgegen zu gehen, manchmal Geschossen nicht nur nicht auszuweichen, sondern sie mit der Brust aufzufangen. Wenn Tapferkeit wünschenswert ist, ist auch Foltern tapfer zu ertragen wünschenswert; das ist nämlich ein Teil der Tapferkeit. Aber trenne das ab, wie ich sagte: nichts wird es mehr geben, was dich irren lässt. **Denn nicht Folter zu ertragen ist wünschenswert, sondern sie tapfer zu ertragen:** dieses „tapfer“ wünsche ich, weil es Tugend/ethische Perfektion ist. (Ü: M. Rosenbach/RS)

Die Bezeugung des Glaubens durch das standhafte Ertragen von extremen Schmerzen und Tod ist vor allem aus der christlichen Märtyrerliteratur vertraut. Doch finden sich ähnliche Motive bereits in der frühkaiserzeitlichen nichtchristlichen Literatur. Besonders die Senecatragödien werfen ein Schlaglicht auf Standhaftigkeitstopoi: Im *Agamemnon* sieht Elektra nach dem Gattenmord der Klytämnestra, den diese zusammen mit ihrem Liebhaber Ägisth durchführt, ihrem eigenen Tod unerschrocken entgegen. Aus diesem Grund möchte sie Ägisth lieber in einem Verlies verschmachten lassen, da „das Leben schlimmer sei als der Tod, wenn man sterben will“. Cassandra empfindet in der gleichen Szene Dankbarkeit, weil sie zur Enthauptung abgeführt wird.<sup>47</sup>

**Standhaftigkeitstopoi** begegnen sowohl in fiktionaler als auch in historiographischer Literatur, besonders radikal bei Tacitus (cf. Proömium der *Historiae*, 1,3,1). Höhepunkte des Genres sind Lucans bis zur Persiflage absurde Übertreibungen, z. B. 3, 611-32, die Beschreibung einer Seeschlacht, in der einem Soldaten zunächst der rechte, nach der Rückkehr in die Schlacht der linke Arm abgeschlagen wird. Derartig verstümmelt, stellt er sich als Zielscheibe vor seinen Zwillingsbruder und andere Soldaten, um mit seinem ungeschützten Oberkörper die Lanzen abzuhalten. Von Speeren „gespickt“, rennt er mit letzter Kraft gegen das feindliche Schiff an, das er zum Kentern bringt;<sup>48</sup> und Seneca schildert Szenen, in denen das (militärische) Idealbild eines ehrenvollen Todes von der *constantia* dessen übertroffen wird, der in der Lage ist, die Höchststrafe würdevoll zu ertragen, die einen Mann von Rang treffen kann, nämlich dass ihm das Recht auf den Tod verweigert wird. Eine Hinrichtung bzw. ein Selbstmord war erträglicher und wünschenswert angesichts der unerträglichen Bedingungen, denen ein antiker Häftling ausgesetzt war. So ist es nur logisch, dass die mit Abstand am häufigsten genannte Todesart (bei Mitgliedern der Oberschicht) der präventive Selbstmord war, mit dem die Angeklagten einer entehrenden Verurteilung

<sup>47</sup> ebd. S. 54f.

<sup>48</sup> ebd. S. 55. Anm. 11

zuvorkamen. Innerhalb dieser Kategorie war die *mors Romana*, „der römische Tod“ durch Aufschneiden der Hauptschlagadern die - nach Tacitus - „beliebteste Todesart“.<sup>49</sup>

Ausnahmsweise zugelassen war eine **ostentatio doloris**,<sup>50</sup> wenn sie verdiente Persönlichkeiten der eigenen Familie betraf und wenn es darum ging, „durch ostentative Zurschaustellung des Leidens Angehörige des eigenen Standes zu würdigen“<sup>51</sup>, d.h. „die Historiographie bemühte sich darum, senatorische Opfer staatlicher Gewalt der Nachwelt zu überliefern, das gleiche gilt wohl auch für das Epos des Lucan, das die Grausamkeit des Bürgerkrieges und implizit die Änderung der staatlichen Ordnung behandelt“.<sup>52</sup> So zieht sich das Thema „schwere Krankheit“, „körperliche Hinfälligkeit“, „Freitod“ wie ein roter Faden durch die Korrespondenz des jüngeren Plinius. Zelebriert werden - bis zur Rührseligkeit<sup>53</sup> - unerwartete Todesfälle, tiefe Trauer und Reflexionen über Schmerz, Tod und Schicksal:

Die Natur hat es ja so eingerichtet, dass nichts die Liebe in gleicher Weise erregt und entflammt wie die Furcht vor dem Verlust, und die empfinde ich bei ihm (= Plinius' Freigelassener Zosimos) nicht das erste Mal. Denn vor einigen Jahren warf er Blut aus, während er anhaltend angespannt vortrug, wurde von mir deshalb nach Ägypten geschickt und ist nun kürzlich nach langer Abwesenheit geheilt zurückgekehrt; jetzt wurde er, als er mehrere Tage hintereinander seiner Stimme zu viel zumutete, durch ein Hüsteln an sein altes Leiden erinnert und warf wieder Blut aus (Plinius 5, 19, 5 -6; Ü: H. Kasten 1979; cf. **Anhang Text 6**)

Kürzlich hat mich die Unpässlichkeit eines meiner Freunde auf den Gedanken gebracht, dass es uns eigentlich nie besser geht, als wenn wir krank sind. Denn wen plagt, wenn er krank ist, Habsucht oder Leidenschaft? Man ist nicht Sklave der Liebe, giert nicht nach Ehren, kümmert sich nicht ums Geld und ist mit ganz wenigem zufrieden in dem Gedanken, dass man es doch hinter sich lassen muss. Jetzt kommt einem zum Bewusstsein, dass es Götter gibt, dass man ein Mensch ist, und man beneidet niemanden, bewundert niemanden, lässt sich selbst durch üblen Klatsch nicht aufregen oder erheitern; man träumt nur von Bädern und Brunnenkuren. Darin erschöpfen sich alle Sorgen, alle Wünsche, das verheißt die Zukunft, falls man mit dem Leben davonkommt, ein angenehmes, behagliches und das heißt: ein glückliches, unschuldiges Leben. Was also die Philosophen uns wort- und bändereich beizubringen suchen, das kann ich für dich und mich in den kurzen Satz zusammenfassen: Wir müssen in gesunden Tagen so zu bleiben suchen, wie wir uns zu verhalten gedenken, wenn wir krank sind (Plinius 7, 26 Ü: H. Kasten 1979; cf. **Anhang Text 7**)

Das leidende Individuum der (senatorischen) Tugendpropaganda wird als moralisch gefestigt und seiner Umgebung philosophisch überlegen gefeiert, eindrucksvoll manifestiert in den berühmten Briefen, die Plinius den **Selbstmördern** Silius Italicus (3,7), Titus Aristo (1, 22) und Corellius Rufus widmet, letzterer (1, 12) ein in den heimischen „Bildungs“-Anstalten häufig strapazierter Klausurtext, nichtsdestoweniger

<sup>49</sup> ebd. S. 167

<sup>50</sup> ebd. S. 51

<sup>51</sup> ebd. S. 204

<sup>52</sup> ebd. S. 91

<sup>53</sup> ebd. S. 48



ein Heldenlied wie in Stein gemeißelt und vergilisch weich zugleich: *sunt lacrimae rerum...*

C. Plinius grüßt seinen Tiro!

Ich habe einen sehr schweren Verlust erlitten, wenn man den Verlust eines so bedeutenden Mannes einfach einen Verlust nennen kann. Corellius Rufus ist aus dem Leben geschieden, und zwar freiwillig, was meinen Schmerz noch verschlimmert. Ist es doch besonders traurig, wenn der Tod nicht natürlich und schicksalhaft erscheint. Denn bei denen, die von einer Krankheit dahingerafft werden, liegt immerhin ein starker Trost eben in der Unabwendbarkeit; bei denen, die ein freiwilliger Tod entführt, ist der Schmerz darüber unheilbar, weil man glaubt, sie hätten noch lange leben können. Corellius sah sich von höchster Vernunft, die dem Weisen als Notwendigkeit gilt, zu diesem Entschluß getrieben, obwohl er viele Gründe hatte, am Leben zu hängen, ein reines Gewissen, den besten Ruf, hohes Ansehen, außerdem eine Tochter, eine Frau, einen Enkel und neben all diesen Unterpfindern der Liebe echte Freunde. Aber ihn plagte eine so langwierige, quälende Krankheit, dass diese Reize, die ihn ans Leben fesselten, von den Gründen, in den Tod zu gehen, aufgewogen wurden. Im 33. Lebensjahre ist er, wie ich von ihm selbst gehört habe, von der Gicht befallen worden. Das war ein Erbübel vom Vater her; wie andre Dinge, werden ja oft auch Krankheiten durch mehrere Generationen vererbt. Solange er in der Blüte der Jahre stand, gelang es ihm, durch Enthaltbarkeit und geregelte Lebensweise sein Leiden zu besiegen und zu entkräften; in der letzten Zeit, als es mit dem Alter schlimmer wurde, suchte er es durch eiserne Willenskraft zu bändigen, obwohl er unglaubliche Qualen und abscheuliche Martern erlitt. Denn der Schmerz saß jetzt nicht mehr wie früher allein in den Füßen, sondern durchströmte alle Glieder. Ich habe ihn noch zur Zeit Domitians besucht, als er in seinem Suburbanum darniederlag. Die Sklaven verließen das Zimmer - das pflegte er so zu halten, wenn ein besonders vertrauter Freund eintrat -, sogar seine Gattin, die doch in alle Geheimnisse eingeweiht war, zog sich zurück. Er ließ seine Augen umherschweifen und sagte dann: „Warum ertrage ich diese entsetzlichen Schmerzen wohl so lange? Natürlich nur, um diesen Strolch jedenfalls um *einen* Tag zu überleben.“ Hätte man diesem Geist einen ebenbürtigen Körper gegeben, er hätte ausgeführt, was er ersehnte. Doch Gott erhörte seinen Wunsch, und als er ihn erfüllt sah und nunmehr unbesorgt und frei sterben konnte, da zerriß er die vielen, doch allzu lockeren Bande des Lebens. Sein Leiden hatte sich weiter verschlimmert; er suchte es wieder durch Maßhalten zu lindern; als es anhielt, brachte er den Mut auf, sich ihm zu entziehen. Schon den zweiten, dritten, vierten Tag verweigerte er die Nahrungsaufnahme. Da schickte seine Gattin Hispulla unseren gemeinsamen Freund C. Geminius zu mir mit der erschütternden Botschaft, Corellius sei fest entschlossen zu sterben und lasse sich weder durch ihre noch durch ihrer Tochter Bitten davon abbringen; ich sei jetzt der einzige, der ihn noch ins Leben zurückrufen könne. Ich machte mich eilends auf den Weg, war bereits ganz in der Nähe, als mir wieder Hispulla durch Iulius Atticus sagen ließ, auch ich würde nichts mehr ausrichten, so starrsinnig habe er sich darauf versteift. Als der Arzt ihm zu essen geben wollte, hatte er gesagt: „Mein Entschluß steht fest!“, ein Wort, das in meiner Seele tiefen Schmerz, aber auch hohe Bewunderung auslöste. Ich weiß, welcher treuen Freund, welcher großen Mann ich in ihm verloren habe. 67 Jahre alt ist er geworden, selbst für Kerngesunde ein recht hohes Alter, gewiß! Er hat sich endlosem Siechtum entzogen, richtig! Er ist heimgegangen, während seine Lieben noch am Leben waren und der Staat wieder aufblühte, der ihm mehr galt als alles seine Lieben; auch das weiß ich. Trotzdem schmerzt mich sein Tod wie der eines Mannes in seinen besten Jahren, schmerzt mich - auch wenn du mich für einen Schwächling halten magst - ganz persönlich. Denn ich habe den Augenzeugen,

den Lenker und Lehrer meines Lebens verloren. Um es in ein Wort zu fassen, wiederhole ich, was ich im frischen Schmerz zu meinem Freund Calvisius gesagt habe: „Ich fürchte, dass ich mich jetzt gehen lasse“. Darum sprich mir Trost zu; aber komm' mir nicht mit „er war ein alter Mann, war gebrechlich“ - das weiß ich selbst -, sondern bring' etwas Neues, Wirksames, was ich noch nie gehört, noch nie gelesen habe. Denn was ich gehört und gelesen habe, kommt mir ohnehin in den Sinn, verfehlt aber bei so tiefem Schmerz seine Wirkung. Leb' wohl! (1,12; Ü: Kasten 1979 - cf. **Anhang Text 8**).

Auch **Frauen der Oberschicht** werden als *exempla constantiae* ins Bild gerückt. Dabei wiederholen sich Erzählmuster wie bei ARRIA („Paete, non dolet!“), die gegen alle Einwände und trotz Bewachung durch die Familie ihren Kopf an einer Wand zerschlug, nachdem sie ihr Vorhaben stilsicher in einen Chiasmus gegossen hatte: „potestis enim efficere, ut male moriar, ut non moriar, non potestis“ (Plinius, 3.16,11). Andererseits gibt es auch einige Belege dafür, **Nichtrömer, Sklaven und Frauen der Unterschicht** - also Menschen zweiter Klasse aus der Sicht der stilbildenden Autoren - als Vorbild für das tapfere Ertragen von Schmerzen und ihre Todesverachtung um eines höheren Zieles willen zu loben. So berichtet Tacitus von dem Bauern einer abgelegenen Provinz, der nach der Ermordung eines Praetors auf der Folter bemerkenswerte *constantia* bewies:

Als man ihn aufgefunden hatte, wollte man ihn auf der Folter zur Angabe seiner Spießgesellen zwingen. Doch er schrie mit lauter Stimme in der Landessprache, alles Fragen sei vergeblich. Seine Genossen sollten sich nur dazustellen und zuschauen, kein Schmerz werde stark genug sein, die Wahrheit aus ihm herauszulocken. Als er dann am nächsten Tag erneut zum Verhör geschleppt wurde, riß er sich von den Wächtern los und schmettete seinen Kopf mit solcher Kraft an einen Felsen, daß er sofort sein Leben aushauchte (*ann.* 4, 45; Ü: Sontheimer 1978 - cf. **Anhang Text 9**)

Im Umfeld der pisonischen Verschwörung soll sich eine Freigelassene namens Epicharis unter Folter ähnlich tapfer verhalten und keinen einzigen Namen preisgegeben haben. Tacitus hat dabei aber nicht nur das Lob einer ehemaligen Sklavin im Sinn, sondern will damit vor allem die Feigheit bestimmter Männer von Rang und Namen an den Pranger stellen (*ann.* 15, 57, 2):

So gab diese freigelassene Frau, die fremde und ihr fast unbekannte Menschen in so schwerer eigener Notlage zu schützen suchte, ein umso rühmlicheres Beispiel, weil Freigeborene, Männer und römische Ritter und Senatoren, die mit keiner Folter in Berührung gekommen waren, ihre nächsten Angehörigen verrieten. (Ü: Sontheimer 1987 - cf. **Anhang Text 10**)

ad II)

Waren die literarischen Gewaltszenen eine Folge der zeitgenössischen Bühnenkultur bzw. Gladiatorenspiele, einer verschärften Strafpraxis der Justiz oder der gestiegenen Alltagskriminalität?

Vermutungen einer Wechselwirkung von Gewalt in der Literatur und erlebter **Gewalt bei Hinrichtungen** sind kaum zu verifizieren,<sup>54</sup> ebenso lässt sich bezüglich der

<sup>54</sup> ebd. S. 206

**Alltagskriminalität** zeigen, „dass in einzelnen Bereichen, wie der Gefährdung durch hauseigene Sklaven, der Pessimismus der Literaten in keinem realistischen Verhältnis zu der Anzahl historisch zweifelsfrei überlieferter Kriminalfälle steht“<sup>55</sup> bzw. dass die Textzeugnisse zur Alltagskriminalität höchstens das „relativ hohe Sicherheitsbedürfnis der frühkaiserzeitlichen Oberschicht“ dokumentieren, wobei diese Angst, Opfer eines Verbrechens zu werden, eher als das Erlebnis der tatsächlichen Alltagsgewalt, literarische Gewaltszenen erklären kann.<sup>56</sup> Die extremen Gewaltdarstellungen in der Literatur lassen demnach keine Rückschlüsse auf die reale Gewalt in der Gesellschaft oder ein momentanes Anschwellen derselben im 1. Jahrhundert n. Chr. zu.

Die Präsenz von Gewalt auf den **Bühnen und in der Arena** in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts als auffälliges Phänomen dieser Zeit ist unumstritten. Belegt ist jene „Fatal Charades“ (K. Coleman) genannte Hinrichtungspraxis, deren schockierende Beschreibung Martials *Liber Spectaculorum* liefert. Es ist die Inszenierung von Episoden des griechisch-römischen Mythos, bei denen (verurteilte?) Männer und Frauen die Rolle einer auf der Bühne (fiktiv) sterbenden Person real zu übernehmen hatten. Nicht immer geht aus Martial eindeutig hervor, ob dabei ein Mensch wirklich getötet wird. Bei dem im 5. Epigramm geschilderten Koitus einer Frau mit einem Stier, der das Schicksal der mythischen Pasiphae auf der Bühne des Kolosseums „wahrheitsgetreu“ darstellen soll, ist wahrscheinlich, dass das Tier seine „Partnerin“ umbringt oder schwer verletzt:

Iunctam Pasiphaen Dictaeo credite tauro:  
vidimus, accepit fabula prisca fidem.  
Nec se miretur, Caesar, longaeva vetustas:  
quidquid fama canit, praestat harena tibi.

(Im Geschlechtstakt) vereinigt mit dem diktäischen Stier wurde - glaubt es! - Pasiphae. Wir sahen es, und Glaubwürdigkeit bekam die alte Geschichte. Nicht mehr soll sich bewundern, o Caesar, die Urzeit. (Denn) alles, was die Sage singt, bietet dir die Arena. (Ü: N. Holzberg)

Pasiphae, Tochter des Sonnengottes und einer Nymphe, Frau des Minos, wurde unschuldig Opfer einer göttlichen Brutalität. Poseidon ließ sie sich in den weißen Stier verlieben, den Minos ihm hätte opfern sollen. Der berühmte Dädalus baute der Ärmsten ein hohles hölzernes Gestell und überzog es mit einer Kuhhaut. Er zeigte Pasiphae, wie sie die Klapptür im Rücken der Kuh öffnen, in das Gestell hineinschlüpfen und ihre Beine in dessen Hinterteil verbergen könne. Bald kam der weiße Stier angetrottet und bestieg die Kuhattrappe, Pasiphae gebar - wie bekannt - den Minotaurus, die monströse Mischung seiner Eltern, zugleich Zeichen der Monströsität, der er seine Entstehung zu „verdanken“ hatte.<sup>57</sup> Klingt unglaublich, ist aber - und hier setzt Martial's Vierzeiler ein - wahr, wir haben es mit unseren Augen in der Arena gesehen („vidimus“) - live. Ein blutrünstiger Zynismus, der nur das Vorspiel ist, um dem Prinzeips (Titus oder Domitian) zu schmeicheln: Die mythische Vorzeit solle sich nicht brüsten mit ihren Fabeln, ihren Fantasien, denn erst in der kaiserlichen Arena würden jene beglaubigt, hier erst werden bloße *ficta* zu nackten *facta*, hier wer-

<sup>55</sup> ebd. S. 202

<sup>56</sup> ebd. S. 202f.

<sup>57</sup> cf. R. v. Ranke-Graves, Griechische Mythologie 1987: S. 265f.

den Märchen *wahr*, und dieser für unsere Sensibilität widerliche Vorgang - das wird durch Rohmanns Analyse bekräftigt - scheint das „gesunde Volksempfinden“ der römischen Zuschauer nicht gestört zu haben. Und nur Seneca - in dem eingangs erwähnten 7. Brief - ist als einzigem nicht-christlichen Römer überhaupt diese „Unbefangenheit“ seiner Mitmenschen aufgefallen, mit der sie Gewalttätigkeit beifällig konsumieren. Ebenso immun dürften im übrigen auch die Männer des Wortes gegenüber Anregungen aus der **Arena** gewesen sein, für die sie sich nicht sonderlich interessierten, war sie doch als der Ort disqualifiziert, an dem die *plebs* dem Herrscher indirekt Zustimmung oder Missfallen zu signalisieren pflegte.

Die senatorischen Autoren haben sich eher vom **Theater**, der ihnen verbliebenen, angemesseneren Form der Öffentlichkeit, zu ihren Gewaltdarstellungen inspirieren lassen, denn „herrschaftskritische Anspielungen im Theater waren offenbar häufig, Gewaltszenen wegen ihrer emotionalisierenden Wirkung ein geeignetes Medium dafür. Diese Darstellungstechnik scheint sich die Epik zur Zeit Neros sporadisch angeeignet zu haben.“<sup>58</sup> In der *Ars poetica* stellt Horaz es bei der Darstellung extremer Gewalt frei, sich an die mythologische Überlieferung zu halten oder etwas „Stimmiges“ (*sibi convenientia*) zu erfinden, um so der Grausamkeit des Geschehens ästhetisch gerecht zu werden. Vor Übertreibungen wird zwar gewarnt, aber es überrascht uns dann doch wieder, welches Maß an Brutalität eine Gewaltszene *auf der Bühne* enthalten durfte, ohne als unwahrscheinlich zu gelten. Unwahrscheinlichkeit war erst dann erreicht, wenn beispielsweise auf der Bühne ein lebendes Kind aus dem Bauch eines menschenfressenden Gespenstes herausgeschnitten wurde („*ne quodcumque volet poscat sibi fabula credi / neu pransae Lamiae vivum puerum extrahat alvo*“, *Ars* 339f.); wobei Horaz betont, dass „den Umständen bzw. dem Charakter entsprechende“ Gewaltexzesse zur Belustigung („*voluptatis causa*“) dienen und vom Zuschauer keineswegs als schockierend oder abstoßend empfunden werden sollten. Das kann zumindest teilweise erklären, warum die Sprache der führenden Autoren generell „von einer Metaphorik der Gewalt geprägt“ war, die aber „als solche weitgehend moralisch neutral wahrgenommen“ wurde, so dass die literarische Darstellung von Gräueln und Folterungen den Blick auf das reale Gewaltpotential geradezu verstellte.<sup>59</sup> Denn sehr viele Gewaltszenen waren nicht als realistisches Abbild konzipiert, sondern „hochgradig tendenziös“, sie dienten der Diffamierung bestimmter Kaiser, bei der nicht dick genug aufgetragen werden konnte. Bei der Rezitation ihrer Dichtungen konnten sich also Unmut und Kritik der vormals politisch tonangebenden Senatorenschicht, die der Prinzipat von den Hebeln der Macht entfernt hatte, wenn auch verklausuliert, Luft machen. Die fiktionalen Exzesse von Zynismus und Sadismus durchbrachen dabei bewusst das Prinzip der Glaubwürdigkeit und gefielen sich als manieriertes Spiel mit den Erwartungen (gewalt-)verwöhnter Leser. Und „zumindest ein Teil der Aristokratie stärkte durch seine Stilisierung als Opfer (...) sein Gemeinschaftsgefühl“ in dieser Zeit der Demütigung durch das Regime der *principes*.<sup>60</sup> Genau insofern - und nur an diesem dünnen Faden - hängen die Gewaltszenen der Literatur „tatsächlich mit dem Wandel der Prinzipatszeit zusammen“.<sup>61</sup>

<sup>58</sup> Rohmann, S. 202

<sup>59</sup> ebd. S. 141f.

<sup>60</sup> ebd. S. 142

<sup>61</sup> ebd. S. 206



Dazu abschließend ein paar Belege: Die einzige antike Monographie über Gewalt und Grausamkeit ist Senecas *De ira*, eine Fundgrube erlesenster Quälereien, die zum einen die weit über der modernen Hemmschwelle liegende antike Toleranz für Gewalt dokumentiert, zum anderen zeigt, dass Seneca diese Gewalt implizit zwar kritisiert, *nicht* aber, um sie zu verurteilen oder Mitleid mit den Opfern zu bewirken, sondern um Caligula zu attackieren, den bislang schlimmsten Alptraum als Prinzeps, der auch dem Autor selbst beinahe das Leben gekostet hätte. Seneca tut das nicht offen und emotional, sondern verschlüsselt *cum ira et studio*: *De ira* ist, wie es gemäß der stoischen Forderung nach der Freiheit von Affekten zu erwarten wäre, weniger eine Verurteilung des Zorns als „vielmehr sein subtiler Ausdruck“.<sup>62</sup> Und *wie* zornig der Autor war, wird uns in dem folgenden Ausschnitt bis zum Brechreiz verdeutlicht:

Denn er (Alexander d. Gr.) warf Lysimachus, ebenfalls einen Freund des Hauses, einem Löwen vor. War also vielleicht dieser Lysimachus, der durch einen glücklichen Zufall den Zähnen des Löwen entkam, deswegen während seiner Herrschaft milder? Denn den Telesphorus aus Rhodos, seinen Freund, ließ er, nachdem er ihn allseits verstümmelt und ihm Ohren und Nase abgeschnitten hatte, in einem Käfig wie eine gleichsam neue und exotische Tierart lange füttern, weil der grässliche Anblick des verstümmelten und entstellten Gesichtes jede Menschenähnlichkeit beseitigt hatte. Hinzu kamen Hunger, Schmutz und die feuchten Ausscheidungen seines Körpers, der seinem eigenen Kot überlassen blieb; mit schwieligen Knien und Händen obendrein, da ihn die Enge seines Gefängnisses dazu zwang, diese als Füße zu gebrauchen, und mit einem Oberkörper aber, der durch Kratzen zum Eitern gebracht worden war, war sein Anblick für die Zuschauer ebenso abstoßend wie furchtbar und er hatte, durch die Strafe zum Ungeheuer geworden, auch den Anspruch auf Mitleid eingebüßt. Dennoch, obwohl überhaupt nicht mehr einem Menschen ähnlich war, der das erlitt, war noch weniger einem Menschen ähnlich, der dies geschehen ließ (*de ira* 3,17, 2-4).<sup>63</sup>

Wozu malt Seneca uns dies ekelhafte Bild eines Mannes, der so innig verstümmelt wird, dass dem Zuschauer/Leser das Mitleid gleichsam im Halse stecken bleibt, da das Opfer in einem Übermaß zugerichtet wird, dass es nicht mehr als *Mensch*, ja, auch nicht als Lebewesen einer anderen Gattung identifizierbar ist? Die Episode ist zwar einem nichtrömischen Kontext entnommen, um zu signalisieren, dass dieser Gewaltexzess nicht römischer Stil, sondern Stigma des „Fremden“ sei, aber Seneca will chiffriert auf seine Zeit anspielen: Denn bei Telesphorus handelt es sich um eine Person aus dem Umfeld eines Königshofes, das macht ihn vergleichbar mit Seneca und anderen Senatoren, die unter der julisch-claudischen Herrschaft zu leiden hatten. Die Quellen (Cassius Dio, Sueton) berichten, dass Caligula auch geachtete Männer des Reiches wie Tiere in viel zu kleinen Käfigen gehalten haben soll:

Er (Caligula) verurteilte viele Bürger aus vornehmerem Stand, nachdem er sie vorher mit dem Brandmal der Sklaven entehrt hatte, zur Zwangsarbeit in Bergwerken und beim Straßenbau oder er ließ sie wie Vierbeiner nach Art wilder Tiere in einem Käfig halten oder in zwei Teile schneiden und zwar nicht für schwere Vergehen, sondern weil sie über eine seiner Veranstaltungen schlecht geredet oder weil sie nie bei seinem Genius geschworen hatten. Die Eltern zwang er bei der Hinrichtung ihrer Kinder dabei zu sein; wo-

<sup>62</sup> Rohmann, S. 46

<sup>63</sup> Übersetzung: Rohmann, S. 38f. und M. Rosenbach 1976 - cf. ANHANG Text 11

bei er einem Vater, der sich aus Krankheitsgründen entschuldigen wollte, eine Sänfte schickte, einen anderen lud er sofort nach dem Schauspiel der Hinrichtung zu Tisch und forderte ihn in aller Freundlichkeit zu Heiterkeit und Scherzen auf. Einen Organisator von Gladiatorenspielen und Tierhetzen, den er in seiner Gegenwart einige Tage lang hatte auspeitschen lassen, tötete er erst, als er sich durch den Gestank des sich zersetzenden Gehirns belästigt fühlte (Sueton, *Caligula*, 27,3 - Ü: RS - cf. Anhang Text 12).

Innerhalb von *De ira* ist die Episode außerdem die Überleitung zum Eindringen „barbarischer“ Grausamkeit in die römische Politik unter Sulla und eben CALIGULA:

Wäre diese Rohheit doch auf auswärtige Beispiele beschränkt geblieben und nicht in die römischen Sitten mit anderen ausländischen Fehlern auch die Barbarei der Hinrichtungen im Zorn herübergekommen! Dem Marcus Marius (= Neffe des C.M. Marius), dem in allen Gassen das Volk Statuen errichtet hatte, dem es mit Weihrauch und Wein opferte, ließ L. Sulla die Beine brechen, die Augen ausreißen, die Zunge, die Hände abschneiden, und, als ob er ihn sooft töten wollte wie er ihn verwundete, zerfleischte er ihn allmählich und Glied für Glied. (*de ira* 3, 18, 1 - Ü: Manfred Rosenbach 1976 - cf. Anhang Text 13)

Was durchsuche ich Altes? Kürzlich hat Gaius Caesar (Caligula) den Sextus Papinius, der zum Vater einen Konsular hatte, den Betilienus Bassus, seinen Quaestor, seines Statthalters Sohn, und andere Senatoren und römische Ritter an einem Tage mit Geißeln schlagen, foltern lassen, nicht zum Verhör, sondern aus Laune; dann war er so unfähig, eine Lust aufzuschieben, eine ungeheuerliche, nach der seine Grausamkeit ohne Aufschub verlangte, dass er, auf der Terrasse der Gärten seiner Mutter, die den Portikus vom Ufer trennt, wandelnd, einige von ihnen zusammen mit Damen und anderen Senatoren bei Lampenlicht enthaupten ließ. Was drohte? Welche persönliche oder öffentliche Gefahr konnte *eine* Nacht androhen? Welche Kleinigkeit wäre es schließlich gewesen, **auf das Tageslicht zu warten**, damit er nicht **in Sandalen** Senatoren des römischen Volkes hinrichtete!

Wie hochmütig seine Grausamkeit war, das zu wissen gehört zur Sache, auch wenn es manchem scheinen könnte, wir würden abschweifen und vom Wege abkommen; aber eben diese wird ein Teil des Zornes sein, der über das Gewohnte hinaus wütet. Er hatte mit Geißeln Senatoren geschlagen: Er selbst hat bewirkt, dass man sagen kann: „das ist üblich“. Er hatte mit allem gefoltert, was in der Welt das Abstoßendste ist, mit Stricken, Fußseisen, Folterbank, Feuer - mit seinem Gesicht. Und an dieser Stelle wird man antworten: „Eine große Sache, wenn ein Mann drei Senatoren wie nichtsnutzige Sklaven unter Schlägen und Flammen zerteilte, der daran dachte, den ganzen Senat hinzumorden, der wünschte, das römische Volk möge *einen* Nacken haben, damit er seine Verbrechen, die auf so viele Orte und Zeiten verteilt waren, in *einem* Hieb und auf *einen* Tag zusammenbringe“. **Was ist so unerhört wie eine nächtliche Hinrichtung?** Da man Raubtaten im Dunkel zu verbergen pflegt, sollen die Hinrichtungen, je bekannter sie sind, desto mehr zu Beispiel und Besserung beitragen (*de ira* 3, 18, 3-19, 2 - Ü: M. Rosenbach - cf. Anhang Text 14).

All der Unsäglichkeit und unserem Empfinden zum Trotz prangert Seneca nicht das Ausmaß der Grausamkeit an, um zu zeigen, was da so in der Bestie „Mensch“ ruhmort, sondern empört sich bis zur Hysterie über die soziale Degradierung der Opfer, die aus seiner Sicht und der von ihm vertretenen Senatorenschicht der eigentliche Skandal ist: Den Senator Seneca stört nicht so sehr, dass Caligula Senatoren physisch



misshandeln lässt, sondern „dass er sie mit solchen Instrumenten folterte, die eigentlich für Sklavenverhöre bestimmt waren, und dies noch öffentlich vor der römischen 'Highsociety',<sup>64</sup> - und zur falschen Tageszeit! Was für ein faux pas, mitten in der Nacht ehrwürdige Senatoren aus dem Bett zu holen, mit nicht standesgemäßen Werkzeugen zuerst foltern, dann enthaupten zu lassen, und dabei nachlässig adjustiert zu sein - *soleatus* (mit Sandalen!) -, so *casual* eben, wie Caligulas Stil Hinrichtungen anzuzetteln! Was für ein unauslöschlicher Makel, echauffiert sich Seneca, als Senator bei Nacht und Nebel aus dem Weg geräumt zu werden, wenn jeder Sklave das Recht hat, mit seiner Hinrichtung bei Tageslicht als „Beispiel und Besserung“ dienen zu dürfen? Er gibt damit zu verstehen, dass er eine regelrechte Hinrichtung der Senatoren *more servorum* bei Tage ihrer improvisierten nächtlichen Eliminierung vorzieht. Mit dieser absurden Kleinlichkeit, die uns wie eine Karikatur des senatorischen Standesdünkels anmutet, verrät Seneca, so meine ich, in seinem Zorn, den er an Caligula zu geißeln vorgibt - „nicht nämlich des Gaius' Roheit, sondern die des Zornes zu beschreiben ist meine Absicht“ (3,19,5) -, die in den noblen Herren schlummernde Panik, ihrer kostbaren Ehre und damit ihrer Identität über Nacht verlustig zu gehen.

Der *emotionale* Appell bei dieser literarischen Zurschaustellung wurde, da das rührselige Erregen von Mitleid als nicht standesgemäß verpönt war, primär über die außergewöhnliche Brutalität der Gewaltdarstellung erzielt,<sup>65</sup> d.h. das literarische Schwelgen in erlesener physischer und seelischer Grausamkeit ist nicht Selbstzweck oder ein morbides Symptom, sondern der für die senatorischen Leidensgenossen bestimmte Ausdruck der viszeralen Wut und Entrüstung des „stoischen“ Verfassers über die schreiende Dissonanz zwischen dem (hohen) Status des Opfers und der ihn zu einem Niemand degradierenden *Form* der Grausamkeit,<sup>66</sup> die - und das ist der Höhepunkt der Erniedrigung - vor den Augen seiner erlauchten Standesgenossen stattfindet, die Caligula zur quasi offiziellen Anwesenheit verpflichtet hatte, um seine ganz private Lust am Quälen zu maximieren, das Mienenspiel der Senatoren genießend, die dazu verurteilt waren, unter dem seinen - „torserat...vultu suo“ - vor Schmach im Boden zu versinken.

Auch eine andere Achillesferse des senatorischen Ehrgefühls sollen die Caesaren weidlich ausgenützt haben: In *epist.* 24 erklärt Seneca, dass Verbannung und Kerker für Leute seines Standes die härtesten Strafen darstellen, „denen allenfalls der äußerst qualvolle Tod durch Lebendigverbrennen gleichgestellt werden könne“ (3-5).<sup>67</sup> Also verbot Tiberius einem gewissen Asinius Gallus, der wegen Majestätsbeleidigung verurteilt worden war, den schnellen Tod durch Hinrichtung oder von eigener Hand und ließ ihn drei Jahre lang gefangen halten, eine Praxis, „die in republikanischer Zeit unbekannt war“ und jetzt dazu diente, den Senator sowohl an den mit der Haft verbundenen Qualen als auch an dem Ehrverlust (*atimia*) leiden zu lassen. Einen anderen Mann ließ Tiberius foltern, und als die Untersuchung seine Unschuld erwies, hinrichten, „da er nun nicht mehr in Ehre weiterleben könnte“,<sup>68</sup> das berichtet zumindest Cassius Dio, der wie Sueton die Tendenz hat, Tiberius weniger als einen grausamen Sadisten darzustellen, denn als einen Zyniker, „der die Ideale des hohen Standes mit feinsinniger

<sup>64</sup> ebd. S. 86

<sup>65</sup> ebd. S. 31

<sup>66</sup> ebd. S. 41

<sup>67</sup> ebd. S. 59

<sup>68</sup> ebd. S. 59f.

Ironie gegen diesen ausspielt“.<sup>69</sup> Die wegen Majestätsbeleidigung verurteilten Senatoren brachte man gewöhnlich ins Tullianum, wo sie nach einer unbestimmten Zeit erdrosselt wurden. Diese scheinbar weniger schmachvolle, weil unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindende Hinrichtungsart hatte aber das Nachspiel, dass der Leichnam einige Tage auf den *scalae Gemoniae* (zwischen Kapitol und Tiber) dem Spott der Menge ausgesetzt, anschließend an einem Haken in den Tiber geschleift wurde und auch ins Meer abgetrieben werden konnte: „Die lange Wartezeit während der Einkerkung, die Aussetzung auf den Gemonischen Treppen sowie die 'Meeresbestattung' werden jede für sich in den Quellen als die demütigendsten und entehrendsten Misshandlungen beschrieben, die vorstellbar waren, (...) die Bereitschaft eines Großteils der Verurteilten zum Selbstmord ist, unabhängig von der damit verbundenen Umgehung der Vermögenskonfiskation, nur allzu verständlich“.<sup>70</sup> Hören wir TACITUS' Beschreibung dieser organisierten Barbarei&Entmenschung am Höhepunkt der römischen Zivilisation, im Herzen der Metropole, am von menschlichen Kadavern gesäumten Ufer des Tiber, und diesmal ist es (wie so oft, wenn er von dem berichtet, was er an Ekligem hinter den Kulissen des Kaiserhofs vermutet) *kein* Gerücht:

Wachen waren ringsum aufgestellt, die aufmerksam darauf achteten, ob jemand irgendwelche Zeichen von Trauer verrate, und die verwesenden Leichen hüteten, bis diese in den Tiber geschleppt wurden, wo sie fortgetrieben oder ans Ufer geschwemmt wurden, ohne dass man sie dort verbrannte oder auch nur berührte. Die Macht des Schreckens hatte zeitweilig jedes Gefühl menschlicher Schicksalsverbundenheit ausgelöscht, und je mehr die Grausamkeit um sich griff, desto mehr kam das Mitgefühl zum Erliegen (*ann.* 6, 19 - Ü: Sontheimer 1978 - cf. **Anhang Text 15**).

So gut wie keine der von den Geschichtsschreibern erwähnten Gewaltszenen begnügt sich mit der Erwähnung des Todes, immer werden Einzelheiten zur Schau gestellt, die nach unserem Empfinden Tabus verletzen. Der Tod allein reichte nicht, um Eindruck zu erzielen, das Skandalöse und Schmachvolle lag in den ausgeschmückten Begleitumständen, der Misshandlung, Schändung und Zersetzung des toten Körpers. Ein ehrenwerter Tod war für die römische Mentalität unabdingbar verbunden mit der Unversehrtheit des Leichnams. Das erklärt auch die äußerst negative Einstellung gegenüber sichtbarer Behinderung - Tötungen behinderter oder entstellter Kinder gelten auch in philosophischen Texten als wünschenswert -, und dass physische Bestrafungen mit bleibenden Schäden als weitaus schandbarer gewertet wurden als der Tod. Sichtbare physische Entstellungen von Angehörigen der Unterschicht wurden folglich als die zum Zwecke der Abschreckung wirkungsvollste Strafform betrachtet.<sup>71</sup> Der Tod (eines Mitglieds der Oberschicht) allein ist in den literarischen Darstellungen nie ein *malum*, er wird als ethisch neutral betrachtet, erst seine Begleitumstände und Folgen, die Prozedur des Sterbens und das Schicksal des Leichnams werden je nach Absicht des Autors positiv oder negativ konnotiert. Dafür bezeichnend ist LUCANs Empörung über die zu „milde“ Art der Hinrichtung des ägyptischen Pompejus-Mörders Photinus (10, 516-19)<sup>72</sup>:

<sup>69</sup> ebd. S. 61

<sup>70</sup> ebd. S. 67

<sup>71</sup> ebd. S. 86

<sup>72</sup> ebd. S. 68



Doch riss er ihn nicht mit gebührendem Zornausbruch, nicht mit Kreuzigung, nicht mit Verbrennung in sein Verderben, nicht mit Bissen wilder Tiere - pfui der Schandtat, mit dem Schwert (der schlecht getroffene Hals blieb hängen): Er starb in gleicher Todesart wie ein Pompejus (Ü: Ehlers 1973 - cf. **Anhang Text 16**)

Als implizite **Abrechnung mit einem** der *damnatio memoriae* verfallenen **Princeps** und seinem Regierungsstil kann man auch die stilistisch ausgefeilten Sterbeszenen der frühen römischen Kaiser bei Tacitus, Sueton, Plutarch und Cassius Dio verstehen. So scheint etwa der Tod des **Caligula**, der während einer Unterbrechung von Spielen zu Ehren des Augustus in einem abgelegenen Korridor seinen Verschwörern zum Opfer gefallen sein soll, von den Autoren als eine Art rituelle Opferung inszeniert worden zu sein. So sollte dessen Anmaßung denunziert werden, sich selbst zu Lebzeiten zum Staatsgott erhoben zu haben, was von den Senatoren als Gipfel des Despotismus angesehen wurde.

Die hauptsächlich bei Sueton überlieferte Sterbeszene **Neros**, der, vom Senat zum *hostis* erklärt, an der Grenze des *ager Romanus*, verlassen und auf allen Vieren kriechend, von seinen Häschern aufgegriffen wird, kann als Karikatur der schauspielerischen Ambitionen dieses Kaisers gedeutet werden, dem es als Kitharöde und Wagenlenker immer so wichtig war, vor einer großen Zuschauermenge gute Figur zu machen.

Das gewaltsame Ende des **Vitellius** schließlich, dessen Regierung die Quellen als Zeit der Ausschweifung, der ausgelassenen Gelage und des Sittenverfalls charakterisieren, sei als die Hinrichtung des Saturnalienkönigs inszeniert worden, der als Herrscher der ausgelassenen Feierlichkeiten zum Abschluss dem Saturnus geopfert wurde. Die Todesdarstellungen dieser Kaiser sind grundsätzlich nicht für bare (historische) Münze zu nehmen, sie senden primär einem relativ kleinen Rezipientenkreis eine politische Botschaft, mit der Rache an dem Prinzeips genommen wird, der die Würde der Senatoren und Ritter über alles Maß mit Füßen getreten hat und dafür posthum aus dem *genus humanum* verstoßen wird.<sup>73</sup>

Die historische Fragwürdigkeit vieler so genannter Gräueltaten z.B. eines **NERO** lässt sich an einer berühmten Szene der Annalen illustrieren, der Ermordung seiner zweiten Frau Poppaea:

Nach Beendigung der Spiele starb Poppaea. Bei einem plötzlichen Zornausbruch hatte der Gemahl der schwangeren Frau einen Fußtritt versetzt. An Gift möchte ich nicht glauben, obgleich dies einige Schriftsteller berichten, mehr aus Haß, als weil es der Wahrheit entspräche. Denn Nero wollte Kinder haben und war seiner Gemahlin in Liebe zugetan. Ihr Leichnam wurde nicht verbrannt, wie es römische Sitte war, sondern, wie es bei ausländischen Königen Gewohnheit ist, einbalsamiert und in der Gruft der Julier beigesetzt. (*ann.* 16, 6, 1-2; Ü: Sontheimer 1987 - cf. **Anhang Text 17**)

Der Passus macht unterschwellig Stimmung gegen Nero: Die Art der Bestattung nach einem orientalischen Ritual ist eine Spitze gegen den Nero unterstellten Despotismus und die Bestattung in der Familiengruft war ein Affront gegen die Oberschicht, die Poppaea nie als standesgemäß betrachtet hatte. Tacitus stellt *sine ira et studio* zunächst Nero als Verursacher des Todes hin, und relativiert das dann im

<sup>73</sup> ebd. S. 95f.

Nachsatz ungemein perfid, indem er sich von der Hypothese des Giftmords zwar distanziert, seine Behauptung aber im *Indikativ* weiter besteht: „Bei einem plötzlichen Zornausbruch hatte der Gemahl der schwangeren Frau einen Fußtritt versetzt - *fortuita mariti ira, a quo gravida ictu calcis afflicta est*“. Die von Tacitus selbst erwähnte Liebe **Neros** zu seiner Frau und der Kinderwunsch machen einen geplanten Mord unwahrscheinlich, mindestens ebenso unwahrscheinlich ist es, dass über ein derart folgenreiches Geschehen im Inneren des Palastes zuverlässige Informationen an die Öffentlichkeit gedrungen sind.<sup>74</sup> Tacitus tappte im Dunkeln, bringt aber Nero mit seinen Andeutungen *in malam partem* erfolgreich in Misskredit. Und das war ja auch der Zweck der Übung.

Ähnliche Verzerrungen der Wirklichkeit zu Ungunsten **Neros** wie auch der Kaiser **Tiberius** und **Caligula** haben bei Tacitus, Sueton oder Cassius Dio Methode. Aber auch nach Abzug aller historisch zweifelhaften Episoden bleiben dennoch zahlreiche von diesen Kaisern erzwungene Selbstmorde sowie Hinrichtungen unbestreitbar. Doch das gilt teilweise auch für jene Kaiser, die von den Senatoren *nicht* posthum geächtet wurden: Sueton erwähnt zwar das Massaker des Octavianus Caesar, der nach der Einnahme von Perugia 300 römische Ritter und Senatoren am Altar des *Divus Iulius* zu dessen Todestag „opfern“ ließ, dennoch wird diese Grausamkeit des späteren „Friedenskaisers“ vom Autor nicht weiter ausgeschmückt, so überwiegt in der Darstellung des **Augustus** der Eindruck des „milden“ Herrschers. Ein anderer Beleg für die tendenziöse „Geschichts“-schreibung der Zeit ist die positive Voreingenommenheit für **Titus**, den Sueton als „Liebling des Menschengeschlechts“ preist, weil er „im Laufe seiner Regierung weder einen Senator hinrichten ließ, noch sonst jemand seinen Weg unter seiner Herrschaft sterben musste (Cassius Dio 66, 19, 1)“; das mag stimmen, aber Titus regierte nur zwei Jahre und genoss den Bonus, mit seinem verhassten Bruder Domitian verglichen zu werden, vergessen war auch, dass er unter seinem Vater **Vespasian** sehr wohl für eine Reihe von Hinrichtungen verantwortlich war. Andererseits gab es auch in den späten Jahren des „Scheusals“ **NERO** ähnlich lange Intervalle ohne Hinrichtungen und Hochverratsprozesse.<sup>75</sup>

Wir bilanzieren und stellen fest, dass das zentrale Resultat des Rohmann'schen Aufwandes nicht überraschend, aber sehr gut abgesichert ist.<sup>76</sup> Die auffallende Intensität fiktionalisierter Gewalt im 1. Jahrhundert n. Chr. lässt keine Rückschlüsse auf ihre historische Faktizität zu. Es ist nicht zu beweisen, dass die Gesellschaft in diesem Zeitraum besonders gewaltbereit war oder mehr Fantasie als sonst auf das Erfinden und Exekutieren von Sadismen und zynischen Foltermethoden verwendet hat. Gewaltszenen dienen überwiegend der Emotionalisierung und sind Ausdruck einer politischen Tendenz. Rohmann hält aber die - wie immer stilisierten - Texte für grundsätzlich glaubwürdig, d.h. die Autoren haben tatsächlich von bestimmten Personen verübte oder erlittene Gewalt beschrieben und nur im Grenzbereich extremer Gewalt den Boden der Realität verlassen, diese bewusste Hyperbolisierung dem Leser aber auch kenntlich gemacht.<sup>77</sup> Besonders auffällig sind hier die extremen

<sup>74</sup> ebd. S. 99

<sup>75</sup> ebd. S. 109f.

<sup>76</sup> ebd. S. 142

<sup>77</sup> ebd. S. 142

Formen kaiserlicher Gewalttaten gegenüber Senatoren, die man unter dem Begriff der „Tyrannentopik“ zusammenfasst. Wenn dieser Extremismus literarischer Gewalt nicht als Abbild des historischen Augenblicks gelten kann, bleiben mindestens zwei Möglichkeiten, sie zu erklären: Entweder der Textbefund ist nicht relevant, die römische Neigung, Gewalt zu ästhetisieren, ist eine durchgehende und wäre auch für andere Perioden der römischen *res publica* oder der Kaiserzeit nachweisbar, wenn wir über die entsprechenden Texte verfügen würden, oder - und dafür hat Rohmann überzeugende Beweise vorgelegt - der Wandel von der *res publica* zum Prinzipat hat dazu geführt, dass die Autoren die (quasi traumatische) Verunsicherung der entmachteten Oberschicht über ihre Rolle und Würde unter den Augen eines Prinzeps und die daraus resultierenden Ängste und Ressentiments mit massiven Gewaltmetaphern öffentlich ausagierten - auf der Bühne und bei *recitationes*. Verschlüsselt und versteckt werden „tyrannische“ *principes* denunziert, der unselige Bürgerkrieg, der diese ermöglicht hat, und das Versagen einzelner Standesgenossen kritisiert, „gute“ *principes* wie Titus als „amor ac deliciae generis humani“<sup>78</sup> bedankt und nicht zuletzt der eigenen Gruppierung Mut gemacht in schwerer Zeit.

<sup>78</sup> (Nicht humanae, wie bei Rohmann auf S. 110 zu lesen ist) - cf. Sueton, *Titus* 1, 1

## ANHANG

## LATEINISCHE TEXTE

T1: SENECA, *Thyestes* 753-767

o nullo scelus

credibile in aevo quodque posteritas neget:  
erepta vivis exta pectoribus tremunt  
spirantque venae corque adhuc pavidum salit.  
at ille fibras tractat ac fata inspicit  
et adhuc calentes viscerum venas notat.  
postquam hostiae placuere, securus vacat  
760 iam fratris epulis. Ipse divisum secat  
in membra corpus, amputat trunco tenus  
umeros patentis et lacertorum moras,  
denudat artus durus atque ossa amputat;  
tantum ora servat et datas fidei manus.  
haec veribus haerent viscera et lentis data  
stillant caminis, illa flammatus latex  
candente aeno iactat.  
(Textgrundlage: Miller, Cambridge 1907/1968)

T2 SENECA, *epist.* 7, 3-5

Casu in meridianum spectaculum incidi lusus expectans et sales et aliquid laxamenti, quo hominum oculi ab humano cruore adquiescant: Contra est. Quicquid ante pugnatum est, misericordia fuit. Nunc omissis nugis mera homicidia sunt: Nihil habent quo tegantur, ad ictum totis corporibus expositi numquam frustra manum mittunt. 4 Hoc plerique ordinariis paribus et postulaticiiis praeferunt. Quidni praeferant? Non galea, non scuto repellitur ferrum. Quo munimenta? Quo artes? Omnia ista mortis morae sunt. Mane leonibus et ursis homines, meridie spectatoribus suis obiciuntur. Interfectores interfecturis iubent obici et victorem in aliam detinent caedem: Exitus pugnantium mors est. Ferro et igne res geritur. Haec fiunt, dum vacat arena. 5 „Sed latrocinium fecit aliquis, occidit hominem!“ Quid ergo? Quia occidit, ille meruit ut hoc pateretur: Tu quid meruisti miser, ut hoc spectes? „Occide, verbera, ure! Quare tam timide incurrit in ferrum? Quare parum audacter occidit? Quare parum libenter moritur?“ Plagis agitur in vulnera. „Mutuos ictus nudis et obviis pectoribus excipiant.“ Intermissum est spectaculum. „Interim iugulentur homines, ne nihil agatur.“  
(Textgrundlage: M. Rosenbach 1980).

## T3 PLINIUS, 3,14, 2-4

2 Lavabatur in villa Formiana; repente eum servi circumsistunt, alius fauces invadit, alius os verberat, alius pectus et ventrem, atque etiam - foedum dictu - verenda contundit; et, cum exanimem putarent, abiciunt in fervens pavimentum, ut experirentur, an viveret. Ille, sive quia non sentiebat, sive quia se non sentire simulabat, immobilis et extensus fidem peractae mortis implevit. 3 Tum demum quasi aestu solutus effertur; excipiunt servi fideliores, concubinae cum ululatu et clamore concurrunt. Ita et vocibus excitatus et recreatus loci frigore sublatis oculis agitatoque corpore vivere se - et iam tutum erat - confitetur. 4 Diffugiunt servi; quorum magna pars comprehensa est, ceteri requiruntur. Ipse paucis



diebus aegre fociatus non sine ultionis solacio decessit, ita vivus vindicatus, ut occisi solent. (Textgrundlage: H. Kasten 1979).

T4 SENECA, *De ira* 1,6,4

Hoc uno medentibus erit dissimilis, quod illi quibus vitam non potuerunt largiri facilem exitum praestant, hic damnatis cum dedecore et traductione vitam exigit, non quia delectetur ullius poena (procul est enim a sapiente tam inhumana feritas), sed ut documentum omnium sint et qui alicui noluerunt prodesse morte certe eorum res publica utatur. (Textgrundlage: M. Rosenbach 1989).

T5 SENECA, epist. 67, 4-6

4 Distingue, mi Lucili, ista, et intelleges esse in iis aliquid optandum. Tormenta abesse a me velim; sed si sustinenda fuerint, ut me in illis fortiter, honeste, animose geram, optabo. Quidni ego malim non incidere bellum? sed si inciderit, ut vulnera, ut famem et omnia, quae bellorum necessitas affert, generose feram, optabo. Non sum tam demens, ut aegrotare cupiam; sed si aegrotandum fuerit, ut nihil intemperanter, nihil effeminate faciam, optabo. Ita non incommoda optabilia sunt, sed virtus, qua perferuntur incommoda.

5 Quidam ex nostris existimant omnium istorum fortem tolerantiam non esse optabilem, sed ne abominandam quidem, quia voto purum bonum peti debet et tranquillum et extra molestiam positum. Ego dissentio. Quare? Primum quia fieri non potest, ut aliqua res bona quidem sit, sed optabilis non sit; deinde si virtus optabilis est, nullum autem sine virtute bonum, et omne bonum optabile est: deinde etiam tormentorum fortis patientia optabilis est.

6 Etiamnunc interrogo: nempe fortitudo optabilis est? Atqui pericula contemnit et provocat: pulcherrima pars eius maximeque mirabilis illa est, non cedere ignibus, obviam ire vulneribus, interdum tela ne vitare quidem, sed pectore excipere. Si fortitudo optabilis est, et tormenta patienter ferre optabile est: hoc enim fortitudinis pars est. Sed separa ista, ut dixi: nihil erit, quod tibi faciat errorem. Non enim pati tormenta optabile est, sed pati fortiter: illud opto „fortiter“, quod est virtus.

(Textgrundlage: M. Rosenbach 1980).

T6 PLINIUS 5, 19, 5-6

5 Est enim ita natura comparatum, ut nihil aequè amorem incitet et accendat quam carendi metus; quem ego pro hoc non semel patior. 6 Nam ante aliquot annos, dum intente instanterque pronuntiat, sanguinem reiecit atque ob hoc in Aegyptum missus a me post longam peregrinationem confirmatus rediit nuper; deinde dum per continuos dies nimis imperat voci, veteris infirmitatis tussicula admonitus rursus sanguinem reddidit.

(Textgrundlage: Kasten 1979).

T7 PLINIUS 7, 26

1 Nuper me cuiusdam amici languor admonuit optimos esse nos, dum infirmi sumus. Quem enim infirmum aut avaritia aut libido sollicitat? 2 Non amoribus servit, non appetit honores, opes negligit et quantulumcumque ut relicturus satis habet. Tunc deos, tunc hominem esse se meminit, invidet nemini, neminem miratur, neminem despicit, ac ne sermonibus quidem malignis aut attendit aut alitur; balinea imaginatur et fontes. 3 Haec summa curarum, summa votorum mollemque in posterum et pinguem, si contingat evadere, hoc est introxiam beatamque destinat vitam. 4 Possum ergo, quod plurimis verbis, plurimis etiam voluminibus

philosophi docere conantur, ipse breviter tibi mihique praecipere, ut tales esse sani perseveremus, quales nos futuros profitemur infirmi. Vale. (Textgrundlage: Kasten 1979)

T8 PLINIUS 1,12

Iacturam gravissimam feci, si iactura dicenda est tanti viri amissio. Decessit Corellius Rufus et quidem sponte, quod dolorem meum exulcerat. Est enim luctuosissimum genus mortis, quae non ex natura nec fatalis videtur. Nam utcumque in illis, qui morbo finiuntur, magnum ex ipsa necessitate solacium est; in iis vero, quos accersita mors aufert, hic insanabilis dolor est, quod creduntur potuisse diu vivere.

Corellium quidem summa ratio, quae sapientibus pro necessitate est, ad hoc consilium compulit, quamquam plurimas vivendi causas habentem, optimam conscientiam, optimam famam, maximam auctoritatem, praeterea filiam, uxorem, nepotem, sorores interque tot pignora veros amicos. Sed tam longa, tam iniqua valetudine conflictabatur, ut haec tanta pretia vivendi mortis rationibus vincerentur.

Tertio et tricensimo anno, ut ipsum audiebam, pedum dolore correptus est. Patrius hic illi; nam plerumque morbi quoque per successiones quasdam (ut alia) traduntur. Hunc abstinencia, sanctitate, quoad viridis aetas, vicit et fregit; novissime cum senectute ingravescentem viribus animi sustinebat, cum quidem incredibiles cruciatus et indignissima tormenta pateretur. Iam enim dolor non pedibus solis, ut prius, insidebat, sed omnia membra pervagabatur.

Veni ad eum Domitiani temporibus in suburbano iacentem. Servi e cubiculo recesserunt. habebat hoc moris, quotiens intrasset fidelior amicus; quin etiam uxor, quamquam omnis secreti capacissima, digrediebatur. Circumtulit oculos et „Cur“ inquit „me putas hos tantos dolores tam diu sustinere? ut scilicet isti latroni vel uno die supersim.“ Dedisses huic animo par corpus, fecisset, quod optabat.

Affuit tamen deus voto, cuius ille compos, ut iam securus liberque moriturus, multa illa vitae sed minora retinacula abruptit. Increverat valetudo, quam temperantia mitigare temptavit; perseverantem constantia fugit. Iam dies alter, tertius, quartus; abstinebat cibo. Misit ad me uxor eius Hispulla communem amicum C. Geminium cum tristissimo nuntio, destinasse Corellium mori nec aut suis aut filiae precibus inflecti, solum superesse me, a quo revocari posset ad vitam. Cucurri; perveneram in proximum, cum mihi ab eadem Hispulla Iulius Atticus nuntiat nihil iam ne me quidem impetraturum, tam obstinate magis ac magis induruisse. Dixerat sane medico admoventi cibum: „Kekrika“, quae vox quantum admirationis in animo meo, tantum desiderii reliquit. Cogito, quo amico, quo viro caream.

Implevit quidem annum septimum et sexagensimum, quae aetas etiam robustissimis satis longa est; scio. Evasit perpetuam valetudinem; scio. Decessit superstitibus suis, florente re publica, quae illi omnibus carior erat; et hoc scio. Ego tamen tamquam et iuvenis et firmissimi mortem doleo; doleo autem (licet me imbecillum putes) meo nomine. Amisi enim, amisi vitae meae testem, rectorem, magistrum. In summa dicam, quod recenti dolore conturbernali meo Calvisio dixi: „Vereor, ne neglegentius vivam.“

Proinde adhibe solacia mihi, non haec: „Senex erat, infirmus erat“ (haec enim novi), sed nova aliqua, sed magna, quae audierim numquam, legerim numquam. Nam, quae audivi, quae legi, sponte succurrunt, sed tanto dolore superantur. Vale.

(Textgrundlage: Kasten 1979).

T9 TACITUS, *ann.* 4, 45, 2

Et repertus, cum tormentis edere conscios adigeretur, voce magna sermone patrio frustra se interrogari clamitavit: adsisterent socii ac spectarent; nullam vim tantam doloris fore, ut veritatem eliceret. Idemque, cum postero ad quaestionem retraheretur, eo nisu proripuit se custodibus saxoque caput adflixit, ut statim exanimaretur.

(Textgrundlage: Köstermann 1965).

T10 TACITUS, *ann.* 15, 57, 2

(...) clariore exemplo libertina mulier in tanta necessitate alienos ac prope ignotos protegendo, cum ingenui et viri et equites Romani senatoresque intacti tormentis carissima suorum quisque pignorum proderent.

(Textgrundlage: Köstermann 1965).

T11 SENECA, *De ira* 3,17, 2-4

Nam Lysimachum aequae familiarem sibi leoni obiecit. Numquid ergo hic Lysimachus felicitate quadam dentibus leonis elapsus ob hoc, cum ipse regnaret, mitior fuit? 3. Nam Telesphorum Rhodium amicum suum undique decurtatum, cum aures illi nasumque abscidisset, in cavea velut novum aliquod animal et inusitatum diu pavit, cum oris detruncati mutilaque deformitas humanam faciem perdidisset; accedebat fames et squalor et inluvies corporis in stercore suo destituti; 4. callosis super haec genibus manibusque, quas in usum pedum angustiae loci cogebant, lateribus vero adtritu exulceratis non minus foeda quam terribilis erat forma eius visentibus, factusque poena sua monstrum misericordiam quoque amiserat. Tamen, cum dissimillimus esset homini, qui illa patiebatur, dissimilior erat, qui faciebat.

(Textgrundlage: M. Rosenbach 1989).

T12 Sueton, *Caligula*, 27,3

Multos honesti ordinis deformatos prius stigmatum notis ad metalla et munitiones viarum aut ad bestias condemnavit aut bestiarum more quadripedes cavea coercuit aut medios serra dissecuit, nec omnes gravibus ex causis, verum male de munere suo opinatos, vel quod numquam per genium suum deierassent. Parentes supplicio filiorum interesse cogebat, quorum uni valitudinem excusanti lecticam misit, alium a spectaculo poenae epulis statim adhibuit atque omni comitate ad hilaritatem et iocos provocavit. Curatorem munerum ac venationum per continuos dies in conspectu suo catenis verberatum non prius occidit quam offensus putrefacti cerebri odore.

(Textgrundlage: H. Allouard, Paris 1931-33).

T13 SENECA, *de ira* 3, 18, 1

Utinam ista saevitia intra peregrina exempla mansisset nec in Romanos mores cum aliis adventiciis vitiis etiam suppliciorum irarumque barbaria transisset! M. Mario, cui vicatim populus statuas posuerat, cui ture ac vino supplicabat, L. Sulla praefringi crura, erui oculos, amputari linguam, manus iussit, et, quasi totiens occideret quotiens vulnerabat, paulatim et per singulos artus laceravit.

(Textgrundlage: M. Rosenbach 1989).

T14 SENECA, *de ira* 3, 18, 3 - 3, 19, 2

3 Quid antiqua perscrutor? Modo C. Caesar Sex. Papinium, cui pater erat consularis, Betilienum Bassum quaestorem suum, procuratoris sui filium, aliosque et senatores et equites Romanos uno die flagellis cecidit, torsit, non quaestionis sed animi causa; 4 deinde adeo inpatiens fuit differendae voluptatis, quam ingentem crudelitas eius sine dilatione poscebat, ut in xysto maternorum hortorum, qui porticum a ripa separat, inambulans quosdam ex illis cum matronis atque aliis senatoribus ad lucernam decollaret. Quid instabat? Quod periculum aut privatum aut publicum una nox minabatur? Quantum fuit lucem exspectare denique, ne senatores populi Romani soleatus occideret!

(19) 1 Quam superba fuerit crudelitas eius ad rem pertinet scire, quamquam aberrare alicui possimus videri et in devium exire; sed hoc ipsum pars erit irae super solita saevientis. Ceciderat flagellis senatores: ipse effecit, ut dici posset „Solet fieri“; torserat per omnia, quae in rerum natura tristissima sunt, fidiculis, talaribus, eculeo, igne, vultu suo. 2 Et hoc loco respondebitur: „Magnam rem, si tres senatores quasi nequam mancipia inter verbera et flammam divisit homo, qui de toto senatu trucidando cogitabat, qui optabat ut populus Romanus unam cervicem haberet, ut scelera sua tot locis ac temporibus diducta in unum ictum et unum diem cogeret!“ Quid tam inauditum quam nocturnum supplicium? Cum latrocinia tenebris abscondi soleant, animadversiones quo notiores sunt plus in exemplum emendationemque proficiunt.

(Textgrundlage: M. Rosenbach 1989).

T15 TACITUS, *ann.* 6, 19

... circumiecti custodes et in maerorem cuiusque intenti corpora putrefacta adsectabantur, dum in Tiberim traherentur, ubi fluitantia aut ripis adpulsa non cremare quisquam, non contingere. Interciderat sortis humanae commercium vi metus, quantumque saevitia glisceret, miseratio arcebatur

(Textgrundlage: Köstermann 1965).

## T16 LUCANUS, 10, 516-19

sed qua non debuit ira  
non cruce, non flammis rapuit, non dente ferarum,  
heu facinus, gladio (cervix male caesa pependit):  
Magni morte perit.

(Textgrundlage: W. Ehlers 1973)

T17 TACITUS, *ann.* 16, 6, 1-2

Post finem ludicri Poppaea mortem obiit, fortuita mariti iracundia, a quo gravida ictu calcis afflicta est. Neque enim venenum crediderim, quamvis quidam scriptores tradant, odio magis quam ex fide: quippe liberorum copiens et amoris uxoris obnoxius erat. Corpus non igni abolitum, ut Romanus mos, sed regum externorum consuetudine differtum odoribus conditur tumuloque Iuliorum infertur.

(Textgrundlage: Köstermann 1965).



## Latein Forum Bibliothek

**Jürgen Leonhardt:**

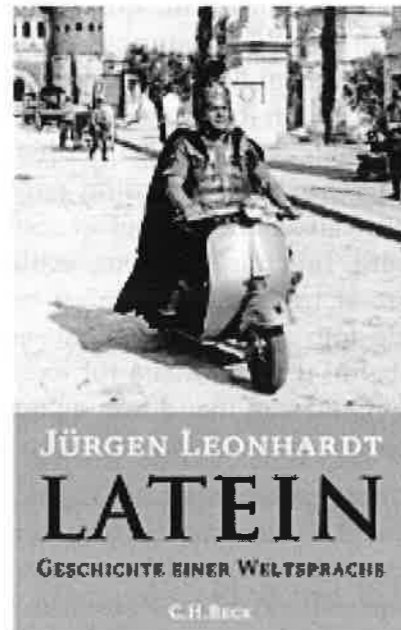
**Latein. Geschichte einer Weltsprache,**

München: C. H. Beck 2009

(IX + 339 S.; ISBN: 978-3-406-56898-5; € 24.90 [D], € 25.60 [A])

*Hermann Niedermayr*

Bücher zum Phänomen „Weltsprache Latein“ haben erfreulicherweise Konjunktur. 2007 war unter dem Titel „Latein ist tot, es lebe Latein!“ Wilfried Strohs außergewöhnliche Geschichte der lateinischen Sprache erschienen<sup>1</sup>. Das inzwischen auch als Taschenbuch erhältliche Werk wurde im Feuilleton der großen deutschsprachigen Zeitungen äußerst positiv aufgenommen, musste aber in fachwissenschaftlichen Rezensionen z.T. herbe Kritik einstecken<sup>2</sup>. Zwei Jahre später legt Strohs Schü-



ler Jürgen Leonhardt (= L.), seit 2004 Ordinarius an der Universität Tübingen, ein Buch vor, das sich ebenfalls dem wechselvollen Schicksal des Lateinischen widmet, aber ganz andere Akzente setzt. Schon im Vorwort findet sich ein Satz, der die Hauptthese des Autors prägnant umschreibt (S. VII): „Die lateinische Kulturtradition Europas lässt sich nur verstehen, wenn man den mehrsprachigen Kommunikationsraum, in dem sie sich stets entfaltet, in seiner Gesamtheit berücksichtigt.“ L.s Buch macht also Ergebnisse

der vergleichenden Linguistik für die Darstellung der lateinischen Sprachgeschichte fruchtbar und vermittelt durch diesen interdisziplinären Ansatz neue, bisweilen höchst überraschende Einsichten. Anders als Stroh schreibt L. nicht nur für eine größere Öffentlichkeit, sondern möchte auch Fachkollegen ansprechen (S. VIII).

Das erste Kapitel „Latein als Weltsprache: Eine systematische Annäherung“ (S. 1–45) bekämpft zunächst die unselige und schwer auszurottende Fehlmeinung, Latein sei nichts anderes als die Sprache der alten Römer. Dass sich die Rolle des Lateinischen ganz gewiss nicht darin erschöpft, die späte Rache der Römer an den Germanen darzustellen, lässt sich allein schon durch eine Musterung des Überlieferungs-

auch die von Kruschwitz (ebd., 498) inkriminierte Stroh'sche Vorliebe, „die Akkuratessse jederzeit für einen in vielen Fällen nicht sonderlich treffsicheren *locus* zu opfern“. Über die Treffsicherheit von scherzhaft gemeinten Formulierungen lässt sich bekanntlich trefflich streiten.

bestandes widerlegen: Von der Masse der in Latein verfassten Texte entfällt nach L.s Schätzung höchstens 0,1 Promille auf die römische Antike. Ungleich höher ist der Anteil der mittel- und neulateinischen Texte<sup>3</sup>. Bei dieser Berechnung beschränkt sich L. freilich nicht auf die Belletristik, sondern bezieht auch die kaum überschaubare Sachliteratur sowie Gebrauchstexte, wie vor allem Dokumente und Archivalien, mit ein. Mit Recht verweist L. auf die paradoxe Situation, dass sich der Bekanntheitsgrad der mittel- und neulateinischen Textproduktion umgekehrt proportional zum approximativ errechneten Umfang verhält. Vor allem die lateinische Literatur der Neuzeit sei „das mit Abstand am wenigsten bekannte Literaturcorpus Europas“ (S. 6). Folgerichtig bezeichnet L. die lateinische Sprache als „Europas unbekanntes Tote“ (S. 1).

Damit ist das Stichwort gefallen, dem sich L. mit der gebotenen Ausführlichkeit widmet: Ist Latein nun eine tote oder doch eine lebende Sprache? Die fatale Auffassung, das „tote“ Latein müsse wie jede Leiche ehemöglichst begraben werden, geht letztlich – so führt L. überzeugend aus – auf eine Vorstellung der deutschen Romantik zurück: Nur mündlich gesprochenen Nationalsprachen, also den mit emotionaler Identifikationsenergie aufgeladenen „Muttersprachen“, gestand man in der Zeit nach 1800 das Recht zu, als „natürliche“ Sprachen ernst genommen zu werden. Latein sei immer mehr, nicht zuletzt auch durch das lange Zeit von der Fachdidaktik favorisierte Konzept der „Reflexionssprache“, auf den Status einer „historischen Sprache“ beschränkt und lediglich als „Kulturerbe“ wahrgenommen worden. L. kommentiert diese Entwicklung so (S. 8): „Und wo geerbt wird, geht in der Regel der Todesfall voraus.“

3 Der österreichische Lektürelehrplan, der bekanntlich bei den modularen Textsequenzen „eine breite Streuung von der Antike bis in die Neuzeit“ fordert, findet darin seine fachwissenschaftliche Rechtfertigung.

L. führt hingegen den Nachweis, dass Latein auch in der Nachantike, obwohl es sich dann auf keine natürliche Sprechergemeinschaft mehr stützen konnte, eine lebende Sprache bleiben konnte. Um die besondere Stellung des Lateinischen im europäischen Sprachgefüge zu erhellen, zieht er als Analogon die Sprachensituation in der heutigen globalisierten Welt heran. Heute könne man zumindest in Kontinentaleuropa – so das Ergebnis der aktuellen Mehrsprachigkeitsdebatte – nicht mehr mit der jeweiligen Muttersprache das Auslangen finden; vielmehr nehme die Zweitsprache Englisch, vor allem in der *scientific community*, genau die Rolle ein, die viel Jahrhunderte lang dem Lateinischen vorbehalten war und die dessen internationale Geltung als Verkehrs- und Wissenschaftssprache begründete. Mit dem Ende des Nationalstaatsgedankens müsse man sich auch vom Totalitätsanspruch der Nationalsprachen verabschieden. L. räumt auch mit dem verbreiteten Vorurteil auf, Weltsprachen würden „die linguistische Applikation politischer oder ökonomischer Machtverhältnisse“ darstellen (S. 15). Gerade die lateinische Sprachgeschichte widerlege eindrucksvoll diese „Sprachimperialismus“-These: Erst nach dem Ende des Imperium Romanum setzte sich Latein in Ländern durch, die niemals Bestandteil des römischen Weltreichs waren (vor allem in Skandinavien und in Osteuropa). Da Latein seit seinem Aufstieg zur Weltsprache im Wesentlichen unverändert geblieben sei, ermögliche es eine diachrone Kommunikation, deren Ausmaß seinesgleichen suche: „Es ist eine der wesentlichen Leistungen der lateinischen Sprache, dass man mit ihrer Kenntnis Zugriff auf Literatur, Wissenschaft und historische Überlieferung [...] von Jahrtausenden erhält.“ (S. 16).

Durch den Vergleich mit anderen historischen Kultursprachen (Sumerisch, Babylonisch, Mittelägyptisch, Sanskrit, Chinesisch, Griechisch, Hocharabisch, Altkirchenslawisch) vermag L. aufzuzeigen, dass



die Weltsprache Latein in dieser Hinsicht keinesfalls eine singuläre Entwicklung genommen hat: Erst wenn sich eine Sprache nicht mehr organisch weiterentwickelt und sich von einer konkreten Sprechergemeinschaft löse, seien die Voraussetzungen dafür gegeben, als historische Kultursprache weitertradiert zu werden. In diesem Zusammenhang nimmt L. am gängigen, aber unpräzisen Begriff der „toten“ Sprache eine hilfreiche Differenzierung vor: Latein sei keine „untergegangene“ Sprache wie z.B. Hethitisch oder Etruskisch, sondern eine „fixierte“ Sprache. Der Terminus „Fixierung“ sei aber keineswegs mit einer vollständigen Normierung identisch (S. 21): „Dass Latein heute im Lateinunterricht meist als völlig festgelegte Sprache erscheint, ist lediglich durch die eigentümliche Perspektive bestimmt, die den aktiven Sprachgebrauch gar nicht mehr berücksichtigt.“ Das standardisierte, gewissermaßen eingefrorene Grammatikgerüst täusche darüber hinweg, dass sich Latein im Bereich der Lexik durch Neologismen problemlos an aktuelle Kommunikationserfordernisse anpassen könne<sup>4</sup>.

Um den Status der lateinischen Sprache genauer zu bestimmen, zieht L. mit Gewinn das Diglossie-Modell heran, das vor allem vom Sprachwissenschaftler Charles A. Ferguson entworfen wurde<sup>5</sup>. Unter dem

4 In diesem Zusammenhang kann man erfreut feststellen, dass neuerdings (abgesehen von den gängigen Speziallexika zum Gegenwartslatein) sogar Schulwörterbücher Latein als Kommunikationssprache wiederentdecken: Die Neubearbeitung des Pons-Lexikons (Wörterbuch für Schule und Studium Latein-Deutsch, Stuttgart: Klett, 2007) bietet S. 1033–1057 ein kleines Glossar lateinisch-deutscher „Neuwörter“. Auch der Stowasser *primus* (Schulwörterbuch Latein ab 2. Lernjahr, München: Oldenbourg, 2010) berücksichtigt in seinem deutsch-lateinischen Teil (S. 359–410) Neologismen aus dem modernen Wortschatz. Nützlich ist auch das Online-Glossar des Veritas-Verlages (Linz): [www.veritas.at/sbo/extproj/Glossar/latein](http://www.veritas.at/sbo/extproj/Glossar/latein).

5 Da L. nur den schwer zugänglichen

1885 von Joannis Psycharis geprägten Begriff „Diglossie“ versteht man eine spezielle Form der Zweisprachigkeit, die nicht im Individuum verankert ist (hierbei spricht man von Bilingualismus), sondern ein gesamtgesellschaftliches Phänomen darstellt. Die Diglossie beruht auf einer klaren funktionalen Differenzierung zwischen zwei verwandten Sprachvarietäten: Die mit hohem Prestige ausgestattete *high variety* müsse man in der Schule erlernen und diene als Literatur- und Amtssprache, während die *low variety* als mündliche Spontansprache verwendet werde. Berühmte Beispiele für Diglossie-Situationen finden sich in der arabischen Welt (dem Hocharabischen, der Sprache des Korans, stehen regionale „Dialekte“ gegenüber), in Indien (Sanskrit diene bzw. dient neben den Prakritsprachen und den modernen indischen Sprachen wie Hindi immer noch als Kultursprache) und schließlich in Griechenland (die schon um die Zeitenwende erfolgte Abkoppelung der Hochsprache von der Umgangssprache führte zum Nebeneinander zweier Sprachvarietäten, der Katharévoussa und der Dimotikí). L., der mit erstaunlicher Sachkenntnis die spezifische Ausprägung der Diglossie in diesen unterschiedlichen Weltgegenden darlegt, definiert nun Latein als „fixierte Sprache mit Generationswechsel“ (S. 40): Im spätantiken Imperium Romanum habe sich eine Diglossie zwischen dem Standard- und dem Spontanlatein entwickelt<sup>6</sup>. Die regionalen Ausprägungen der lateinischen Spontansprache, die romanischen Tochtersprachen, hätten zunächst mit ihrer „Mutter Latein“ zusammengelebt und seien auf

Originalaufsatz aus dem Jahre 1959 zitiert, sei auf die deutsche Übersetzung dieses wichtigen Artikels hingewiesen: Charles A. Ferguson, Diglossie, in: Hugo Steger (Hg.), Anwendungsbereiche der Soziolinguistik, Darmstadt 1982 (= Wege der Forschung 319), 253–276.

6 L. bevorzugt den Begriff „lateinische Spontansprache“ anstelle des „schwammigen“ (S. 303) und „unzureichenden“ (S. 126), aber gängigen Begriffs „Vulgärlatein“.

deren fürsorgliche Unterstützung angewiesen gewesen. Erst nach einem jahrhundertelangen sprachlichen Emanzipationsprozess sei es den romanischen Volkssprachen gelungen, sich von ihrer „Mutter Latein“ abzulösen (S. 43): „Das Bewusstsein, dass Latein eine 'tote' Sprache sei, konnte eigentlich erst dann aufkommen, als es überhaupt möglich war, ohne Latein auszukommen. Das aber war frühestens im 16. Jahrhundert der Fall.“ Den zum Vergleich herangezogenen Sprachen Sanskrit und Hocharabisch sei es besser als dem Lateinischen geglückt, sich an die Erfordernisse der modernen Welt anzupassen. Diese Überlegungen münden bei L. in folgendes Urteil (S. 45): „In der kommunikativen Ausgrenzung aus der Gegenwartswelt, nicht in der Rückbindung an die Sprachnormen der Vergangenheit, liegt der eigentliche Grund dafür, dass Latein heute als historische Sprache erscheint.“

Während das erste Kapitel wegen seiner grundsätzlichen Bedeutung eingehend gewürdigt wurde, können im Folgenden auf die weiteren Abschnitte von L.s Buch nur Streiflichter fallen. Das zweite Kapitel, das die Überschrift „Die Sprache des Imperiums: Latein von den Anfängen bis zum Ende der Antike“ (S. 46–124) trägt, beginnt mit der Schilderung der komplexen sprachlichen Situation Italiens in republikanischer Zeit: Der Regionaldialekt der Landschaft Latium musste sich mit drei großen überregionalen Schriftsprachen, dem Etruskischen, dem Oskischen und dem Griechischen, auseinandersetzen. L. weist vor allem auf die unterschätzte Rolle des Oskischen hin (S. 56)<sup>7</sup>: „Es ist nicht auszuschließen, dass Oskisch als süditalische Koiné noch im 3. Jahrhundert v. Chr. eine gleich große oder sogar noch größere überregionale Bedeutung hatte.“ Den größten Einfluss auf das Lateinische übte freilich das Griechische aus (S. 52): „Als Rom

7 Instruktive Proben der oskischen Sprache bietet der jüngst erschienene Aufsatz von Andreas Willi, Opfer des Lateinischen: Zum Sprachtod in Italien, Gymnasium 116, 2009, 573–598.

im zweiten Jahrhundert v. Chr. die Herrschaft über Griechenland übernahm und Weltmacht wurde, war Griechisch eine Weltsprache, Latein aber immer noch kaum mehr als ein Lokaldialekt. Da sich daraus ergebende Langzeitverhältnis beider Sprachen hat das römische Imperium rund 600 Jahre geprägt, und die Geschichte des Lateinischen als Weltsprache ist [...] fast bis zum Ende des römischen Reiches eine Auseinandersetzung mit der Weltsprache Griechisch geblieben.“ Parallel zur Übernahme der griechischen Literatur setzte, wie L. überzeugend darstellt, der Prozess der Standardisierung der lateinischen Schriftsprache ein, der in der Zeit der „augusteischen Schwelle“<sup>8</sup> weitgehend abgeschlossen war. Über die Frage nach der korrekten Latinität wurde in der Mitte des 1. Jhs. v. Chr. intensiv nachgedacht (Caesar, *De analogia*; Varro, *De lingua Latina*). Wie L. darlegt, kann daher unter sprachgeschichtlichen Aspekten Strohs These, Latein sei in der augusteischen Zeit „an der ästhetischen Mustergültigkeit seiner Meisterwerke“ verstorben (Stroh, S. 112), nicht recht zutreffen. L.s plausiblere Ansicht fasst der folgende Satz zusammen (S. 64): „Die Schöpfung der 'klassischen' lateinischen Sprache ist keine unbewusste Genietat der Schriftsteller Cicero, Caesar, Vergil und einiger anderer, sondern war gewissermaßen das erklärte Ziel der Zeit.“

Bei der Schilderung der Entwicklung, die Latein in den ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderten genommen hat, beweist L. erneut, dass er moderne linguistische Forschungsergebnisse für seine Zwecke nutzbar zu machen versteht: Latein wurde damals, und zwar unter den gestrengen Augen der *grammatici*, zu einer „Dis-

8 Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler (Imperien. Die Logik der Weltherrschaft, Berlin 2005) hat diesen anschaulichen Begriff eingeführt, um das Übergangsstadium von einem instabilen zu einem dauerhaft gesicherten Zustand eines Imperiums zu bezeichnen. L. (S. 63) zitiert Münklers Terminus unpräzise als „augusteische Wende“.

tanzsprache“, die man für offizielle Kommunikation zwischen Gebildeten reservierte, und hörte auf, als „Nähesprache“ für ungezwungene Alltagskonversation benutzt zu werden<sup>9</sup>. In dieser Zeit wiesen die griechische und die lateinische Kultur ein einheitliches Erscheinungsbild auf; die Zweisprachigkeit des Imperiums lässt sich in die Formel „griechisch-lateinischer Sprachbund“ (S. 84) fassen. L. weist darauf hin, dass zwischen beiden Sprachen eine Funktionsaufteilung herrschte (S. 87): Latein war „die Sprache, mit der man das tägliche Leben mit der Verwaltung bestritt, während für das Rhetoriktraining oder die Literatur das Griechische den Vorrang hatte“.

Mit dem Beginn der Tetrarchie und der damit verbundenen Dezentralisierung schaffte Latein endgültig den Aufstieg zur Weltsprache. Auch hier gelingt es L., durch zwei moderne Parallelentwicklungen Klarheit in das Phänomen „Spätlatein“ zu bringen: Erst als London und Madrid ihr Monopol auf „gutes“ Englisch bzw. Spanisch verloren und sich eine plurizentrische Sprachsituation einstellte, konnten sich beide Idiome zu Weltsprachen empor-schwingen. Nach der Reichsteilung gingen im Weströmischen Reich einerseits die Griechischkenntnisse schlagartig zurück, andererseits gestand man den klassischen römischen Autoren, allen voran Cicero und Vergil, geradezu kultische Verehrung zu. Die Bildungs- und die Spontanvariante des Lateinischen entwickelten sich im Sinn des Diglossie-Modells immer weiter auseinander. Der berühmte Traum des Hieronymus (epist. 22, 20: *Ciceronianus es, non Christianus!*) weist in der Deutung L.s. auf den doppelten Standard des Lateinischen hin: Neben dem streng klassizistischen

9 Das Begriffspaar „Distanzsprache“ vs. „Nähesprache“ stammt aus der Romanistik; vgl. zusätzlich zu den von L. genannten Titeln: Peter Koch / Wulf Österreicher, *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*, Tübingen 1990 (= Romanistische Arbeitshefte 31).

Sprachstandard konnte sich ein gemäßigter Standard etablieren, der dem Sprachwender mehr Spielraum einräumte. Es wäre aber nach Meinung L.s. unrichtig, die *Vulgata* trotz ihres Namens zum sog. „Vulgärlatein“ zu zählen (S. 119): „Das Latein der Christen und das Gebrauchslatein der Spätantike ist ebenso wie das klassizistische Latein der Rhetorenschule eine fixierte Sprache mit Ausrichtung an der Vergangenheit.“

Die Überschrift des dritten Kapitels lautet „Das lateinische Jahrtausend Europas: Vom Beginn des Mittelalters bis 1800“ (S. 125–244). Allein daraus lässt sich schon erkennen, dass L. der (ohnehin schwer festzulegenden) Epochengrenze zwischen Mittelalter und Neuzeit keine überragende Bedeutung beimisst. Die große Zäsur setzt L. erst um das Jahr 1806 fest, als das Heilige Römische Reich Deutscher Nation endete und etwa gleichzeitig auch Latein „in Europa endgültig den Status eines allgemein gebrauchten Kommunikationsmittels verlor“ (S. 125). Den Startpunkt für das „lateinische Jahrtausend“ legt L. ins Jahr 785, als Karl der Große mit seiner *Epistola de litteris colendis* die karolingische Bildungsreform herbeiführte<sup>10</sup>. Wieder besteht ein großer Vorzug von L.s. Darstellung darin, dass er die Entwicklung im Frankenreich nicht isoliert betrachtet, sondern die synchron verlaufenden Sprachreformen in Byzanz („photianische“ Renaissance), im Abbasiden-Kalifat und im neu entstandenen Bulgarischen Reich (Beginn der „altkirchenslawischen“ Schriftsprache) mit in den Blick nimmt. Im Karolinger-

10 Auch Manfred Fuhrmanns Darstellung des gelehrten Unterrichts in Deutschland setzt mit der karolingischen Bildungsreform ein: *Latein und Europa*, Köln 2001. Eine Kurzbesprechung dieses bildungshistorischen Klassikers findet sich im *Latein Forum* 46, 2002, 60–63. – Ein zentraler Abschnitt der *Epistola de litteris colendis* wurde von Wolfram Kautzky und Oliver Hissek unterrichtspraktisch aufbereitet: *Medias In Res! Texte: Europa, Politik, Philosophie und Fachliteratur*, Linz 2010, 20.

reich hatte Latein laut L. einen ganz anderen Status als in der Spätantike: Es war, wie spätestens die auf Althochdeutsch und in der *lingua Romana rustica* geleisteten Straßburger Eide (842 n. Chr.)<sup>11</sup> zeigen, nicht mehr die einzige Schriftsprache, konnte sich aber als „Zweitsprache ohne Volk“ (S. 148) im mehrsprachigen und doch einheitlichen Kommunikationsraum „Europa“ erstaunlich gut behaupten. L. weist mit Recht darauf hin, dass die modernen Philologen und die Latinistik noch kaum begonnen haben, diese sprachlichen Wechselbeziehungen im Sinn einer „historischen Eurolinguistik“ (S. 146) zu erforschen. Dadurch, dass Latein zur „Lernersprache im Zweitsprachenwerb“ (S. 153) wurde, kam es auch zu Rückwirkungen der jeweiligen Volkssprachen auf das Lateinische. Dieses Phänomen kann L. abermals durch den Vergleich mit der modernen europäischen Sprachensituation erhellen: Auch die heutige *lingua franca* Englisch ist ähnlichen Beeinflussungen seitens der Erstsprachen ausgesetzt, weil die meisten auf Englisch geführten Kommunikationsprozesse nicht mehr zwischen *native speakers*, sondern zwischen Zweitsprechern ablaufen.

Während Stroh dekretiert hatte „Es gibt kein Mittellatein“ (Stroh, S. 145), behält L. den im deutschen Sprachraum eingebürgerten Begriff bei; kennzeichnend für das Latein des Mittelalters sei aber nicht die „Annäherung an die Volkssprache“, sondern die „Annäherung einer im Kern fixierten Sprache an eine neue Umwelt“ (S. 180f.). Weil das Mittelalter „ganz allgemein keine Zeit ausformulierter Ordnungsentwürfe war“ (S. 184), fehle auch dem Mittellatein ein vereinheitlichender Standard. Im Hochmittelalter habe man auf das spätantike Latein zurückgegriffen und nicht strikt fixierte Sprachbereiche um Neologismen, neue Phraseologien und syntak-

11 Die Straßburger Eide (Nithard, hist. 3, 5) haben Josef Klug, Rainer Kurz und Isabella Zins für den LU erschlossen: *Lege et intellege* 1. Lateinische Textsammlung, Wien 2009, 186f.

tische Möglichkeiten erweitert. Weil sich das Mittellatein dadurch vom antiken Sprachstand entfernt habe, spricht L. von einer „zweiten Geburt des Lateinischen“ im Mittelalter (S. 160). Auch hier zieht L. die erhellende Parallele zur heutigen globalen Verwendung des Englischen: Obwohl es auch dort einen „gemeinsamen Kern von Sprachregeln“ (S. 186) gebe, könne man auf ganz unterschiedlichen Sprach-ebenen miteinander kommunizieren.

Das Unterkapitel zum Renaissance-Humanismus behandelt ebenfalls, wie der Titel „Latein und andere europäische Sprachen in der Neuzeit“ verrät, das Lateinische im Kontext der gesamteuropäischen Sprachenlandschaft. In der Renaissance wurde, wie L. anschaulich formuliert, „die lateinische Sprache zum Kristallisationspunkt eines neuzeitlichen Bildungsgedankens, der letztlich 'Humanismus' mit dem Studium der alten Sprachen Griechisch und Latein gleichsetzte“ (S. 187). L. warnt jedoch vor der Überbewertung der Tatsache, dass nicht mehr der spätantike Sprachstand, sondern Ciceros „Goldene Latininität“ als Sprachnorm angestrebt wurde (S. 187): „Was den tatsächlichen Gebrauch der lateinischen Sprache angeht, änderte sich zunächst nicht allzu viel.“ Das Streben nach der jeweils besten Sprachform sei keineswegs auf das Lateinische beschränkt geblieben, sondern finde schlagende Parallelen in den Volkssprachen (S. 192): Demnach „vollzogen gerade in der Renaissance die europäischen Volkssprachen die entscheidenden Schritte hin zur Ausbildung als moderne Kultursprachen“. Wohl zu wenig bekannt ist dabei das von L. hervor-gehobene erstaunliche Faktum, dass wichtige Vertreter der frühneuzeitlichen lateinischen Literatur in Personalunion den nationalsprachlichen Standardisierungsprozess nach dem Muster des Lateinischen vorantrieben: Dies gilt etwa für den italienischen Humanisten Pietro Bembo (1470–1547), der gleichzeitig das ciceronianische Latein als unbedingte Sprachnorm propagierte und das Dreigestirn Dante, Petrarca und Boccaccio als Modell für die italienische

Literatursprache empfahl. Ähnlich schrieb Mitte des 16. Jhs. die Gruppe der sog. *Pléiade*, die viel zur Ausbildung der französischen Literatursprache beitrug, „alleamt nicht nur französische, sondern auch lateinische Gedichte“ (S. 210). Und wer weiß schon, dass Martin Opitz, dessen „Buch von der deutschen Poeterey“ wohl jedem Gymnasiasten bekannt ist, zugleich „einer der hochrangigsten lateinischen Dichter seiner Zeit“ war (S. 196)? L. zieht ein einleuchtendes Resümee (S. 210): „Latein und Volkssprache haben in den genannten Ländern eine gemeinsame Familiengeschichte; die Entwicklung der neulateinischen Literatur ist eine Parallelentwicklung zur Entwicklung volkssprachlicher Dichtung, die in humanistischem Geist gleichzeitig abläuft.“

Wenn L. Latein „die erste moderne Sprache Europas“ nennt (S. 230), mag dies auf den ersten Blick überraschend wirken. Er begründet diese Aussage überzeugend damit, dass Latein in der Renaissance die *lingua franca* der zu 100% schriftfähigen Gebildeten war und als überregionale Standardsprache Europas diente. Latein habe sogar im Humanismus und in der Barockzeit, wie vor allem die im Humanismus beliebten „Gesprächsbüchlein“ und das aufblühende Jesuitendrama belegen, durch die sprachliche Gestaltung alltäglicher Gesprächssituationen die seit eineinhalb Jahrtausenden verlorene Dimension der „Nähe-sprachlichkeit“ (S. 222) wiedergewonnen. Warum kam es aber dann im 17. und 18. Jh., so fragt man sich unwillkürlich, zur schleichenden Ersetzung des Lateinischen durch die aufstrebenden Volkssprachen? L. führt diesen Prozess auf die (zu) hochgeschraubten Ziele des LU zurück: Das „Spannungsfeld zwischen dem humanistischen Programm und den tatsächlichen Kommunikationsanforderungen der Gesellschaft“ (S. 244) sei immer größer geworden; dadurch sei eine „allmähliche Entkoppelung von Bildungswert und Anwendungsbezug“ (S. 238) eingetreten.

Das vierte Kapitel von L.s Buch trägt folgerichtig den Titel „Weltsprache ohne Welt: Latein als Bildungssprache seit 1800“ (245–276). Als instruktives Beispiel für den Bedeutungsverlust des Lateinischen im 18. Jh. zieht L., der in seinem Ausbildungsweg auch Musikwissenschaft studiert hat, den Fall des Thomaskantors Johann Sebastian Bach heran<sup>12</sup>. Da der Thomaskantor üblicherweise sowohl Latein- als auch Musikunterricht erteilen musste, äußerten die Leipziger Ratsherren Bedenken hinsichtlich Bachs Qualifikation: Schließlich beriefen sie ihn zwar auf den Posten, legten ihm aber nahe, sich im Lateinunterricht vertreten zu lassen. L. wertet die Diskussion um Bachs Berufung erstmals in bildungsgeschichtlicher Hinsicht aus und zieht den verallgemeinernden Schluss (S. 259): „Die Zukunft des Lateins war die Übung an den klassischen Schriftstellern. Für das Leben brauchte man Latein in vielen Bereichen nicht mehr.“ Trotzdem gewann Latein im Neuhumanismus, wie L. betont, „noch einmal eine neue Dynamik als Bildungssprache ohne praktischen Anwendungsbezug“ (S. 260) und konnte sich sogar in außereuropäischen Ländern wie Kanada und Australien durchsetzen. Für diese Beharrungskraft des Lateinischen macht L. drei Gründe namhaft: die Antikenbegeisterung des Klassizismus, die zweckfreie Beschäftigung mit Sprache an sich (im Sinne des Humboldt-schen Bildungsgedankens) und das Konzept der „formalen Bildung“. Aus aktueller schulpolitischer Sicht ist L.s Überlegung bedenkenswert, dass der damals gefasste Gedanke der formalen Bildung „eine geistige Verwandtschaft zur gegenwärtigen Ausrichtung der Bildung an 'Kompetenzen' statt an 'Inhalten' aufweist“ (S. 262). Als zu Beginn des 19. Jhs. generell alte Sprachen ins Blickfeld der Forschung traten (Entzifferung der Hieroglyphen und der Keil-

<sup>12</sup> Mit Recht würdigt Caspar Hirschi in seiner lesenswerten Rezension diese Episode als Glanzstück der Sprachgeschichte L.s: „Seit der Thomaskantor kein Latein mehr können muss“ (FAZ vom 30.12.2009, S. 30).

schrift, Beschäftigung mit Sanskrit und Aufkommen der Indogermanistik), wurde Latein „als wichtigste historische Sprache Europas“ (S. 265) in diesen neuen (oder besser: alten) Kontext eingebettet. Dass die vorherrschende Geistesströmung des Historismus durch Erforschung der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen suchte, stützte ebenfalls die Rolle des Lateinischen. Dieses war nun endgültig, wie L. anschaulich formuliert (S. 267), „von einer zeitlosen Weltsprache zu einer historischen Bildungssprache“ geworden. Analog zu den aufstrebenden Naturwissenschaften widmete man sich am philologischen Seminar der „wissenschaftlichen Durchdringung der lateinischen Sprache“ (S. 271), was sich auch in der Ausrichtung des lateinischen Schulunterrichts niederschlug. Der LU habe um 1900 besonders nachdrücklich den Anspruch erhoben, eine der Mathematik vergleichbare formalbildende Wirkung zu entfalten. Nur auf gerade einmal zwei Seiten geht L. auf die Entwicklung des Schulfaches Latein im 20. Jh. ein<sup>13</sup>: Es sei zum schulischen „Randfach“ (S. 274) herabgesunken und habe sich „von einem reinen Sprachfach zu einem Fach mit erheblichen kulturgeschichtlichen Anteilen“ (S. 275) gewandelt<sup>14</sup>.

<sup>13</sup> Leider verweist L. nicht auf Manfred Fuhrmanns erhellende Untersuchungen zur Situation der Latinistik und des LU im 19. und 20. Jh.; diese sind vor allem in folgenden Publikationen zugänglich: Cäsar oder Erasmus? Die alten Sprachen jetzt und morgen, Tübingen 1995 (= Promenade 3; siehe die Besprechung im Latein Forum 39, 1999, 26–35); Der europäische Bildungskanon, 2. Aufl. Frankfurt a.M./Leipzig 2004 (siehe die Besprechung im Latein Forum 53, 2004, 73–81).

<sup>14</sup> Ein (allerdings von ausgeprägtem Kulturpessimismus getragener) Kommentar des ehemaligen Chefredakteurs der „Presse“ und der „Wiener Zeitung“ zur aktuellen Schulsituation sei hier angeführt: Andreas Unterberger prangert unter dem Titel „Rettet unsere Schulen!“ neben anderen von ihm festgestellten Fehlentwicklungen die Tendenz an, „im Lateinunterricht statt der wichtigsten Sprache der letzten 3000 Jahre nur noch

Auch das Schlusskapitel („Von der Philologie zurück zur Kultur: Latein als Weltsprache heute“, S. 277–297) fällt naturgemäß knapp und thesenhaft aus. L. vermutet, Latein stünde erneut „in der Gegenwart an einer Epochenschwelle“ (S. 277), und befürchtet „ein gesellschaftliches Vergessen des Lateinischen als Sprache“ (S. 279); der Satz *Latina non leguntur* drohe Wirklichkeit zu werden. Bei der Einordnung dieser wenig erfreulichen Entwicklung hilft einmal mehr L.s vergleichender Blick auf andere Philologien: Seit dem Ende des Historismus orientieren sich alle „Sprach-fächer, seien sie europäisch oder außereuropäisch zentriert, [...] an der Gegenwart“ und vermitteln den Studierenden „eine gesellschaftlich verwertbare Auslandskunde“ (S. 280). Dadurch gerate das Schriftkulturerbe der Menschheit in ernste Gefahr. L. deckt auf zwei verhängnisvolle Irrtümer auf, die dieser bedrohlichen Entwicklung zugrunde liegen: Erstens halte man die philologische Arbeit an historischen Texten für abgeschlossen, während in Wirklichkeit laut L.s Einschätzung „90% aller lateinischen Texte gänzlich unbekannt oder nur als Titel bekannt“ seien (S. 283); zweitens unterschätze man die für das angemessene Verständnis von Textdokumenten erforderliche Sprachkompetenz. Am Schluss von L.s Buch steht – wenig überraschend – ein Plädoyer dafür, wieder beide die lateinische Sprachgeschichte prägenden Funktionen zu vereinen: Latein sei nur dann zukunftsfähig, wenn es nicht nur als „Mittel zur Formung des Geistes“, sondern auch als „Mittel der Kommunikation“ diene (S. 289). Vor allem müsse es „eine Gruppe von Menschen“ geben, „die wirklich Latein können“ (S. 291). Angesichts dieser Forderung stellt sich wohl jeder Leser, somit auch der Rezensent, die bange Frage, ob er selbst diesem Anspruch zu genügen vermag. L. empfiehlt dem LU, sich dem modernen Fremdsprachenunterricht anzunähern und

Gschichterln über die alten Römer“ zu vermitteln (Salzburger Nachrichten vom 02.07.2010, S. 8).



wieder den „aktiven Lateingebrauch“ (S. 295) zu pflegen<sup>15</sup>. Wenn L. abschließend der „vorsichtigen Revitalisierung der lateinischen Sprache“ (S. 296) das Wort redet und sich für sein Fach mit einer Nischenfunktion im Rahmen der zeitgenössischen Retrokulturen begnügt, zeigt er eben jenen gesunden Realismus, der auch sonst die Darstellung kennzeichnet<sup>16</sup>.

Der Anmerkungsteil (S. 299–312) bringt auf engem Raum die nötigsten Belege; hier hätte man sich vielleicht gewünscht, dass L. in größerer Zahl die von ihm herangezogenen lateinischen Quellen im originalen Wortlaut vorgelegt hätte. Neben einem gut sortierten Literaturverzeichnis (S. 313–324) weist das Buch 20 Abbildungen und drei Karten auf. Besonders originell ist das Cover des Buches gestaltet: Ein Schauspieler fährt während der Dreharbeiten für den Film „Fall of the Roman Empire“ (1964) in der Kleidung eines römischen Legionärs auf einer Vespa nach Hause. Alles in allem: L.s grundsollide, faktenreiche und innovative Geschichte des Lateinischen zählt zu den wenigen Pflichtbüchern, die in der Bibliothek all derer stehen sollten, die sich beruflich oder aus privatem Interesse mit der lateinischen Sprache beschäftigen.

<sup>15</sup> Dabei trifft sich L. mit dem Göttinger Latinisten und Fachdidaktiker Peter Kuhlmann, der in seiner „Fachdidaktik Latein kompakt“ (Göttingen 2009) ebenfalls eine Lanze für das Lateinsprechen im Unterricht bricht (siehe die Besprechung im Latein Forum 70, 2010, 108–115).

<sup>16</sup> Anders urteilt Burkhard Müller in seiner hilfreichen Rezension „Familiengeschichte einer Weltsprache“ (Süddeutsche Zeitung vom 07.12.2009): Dadurch, dass L. „den universalen Anspruch des Bildungsfaches“ preisgebe, sei das Buch „doch ein wenig zu kleinmütig und selbstironisch geraten“.

# Alle guten Seiten.



## 100 JAHRE



**TYROLIA**

Alles Buchbar auf [www.tyrolia.at](http://www.tyrolia.at)